

Zeitschrift: Surseer Schriften. Geschichte und Gegenwart
Herausgeber: Stadtarchiv Sursee
Band: 7 (2005)

Artikel: "Wenn hier Orts eine solche Fabrike errichtet würde, es für niemand zum Nachtheil wäre" : die Luzerner Landstadt Sursee und die Fabrikindustrialisierung 1870 bis 1910
Autor: Willimann, Andrea
Kapitel: 3: Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel 1870 bis 1910
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1055031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Teil III

Wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel 1870 bis 1910

1. Entwicklung der Surseer Fabrikunternehmen

Jedes Fabrikunternehmen, das in Sursee entstand, hatte seine Entwicklung, sein ureigenes Schicksal. Die Firmengeschichten sollen daher im folgenden Kapitel einzeln nacheinander dokumentiert werden.¹⁵² Industrieunternehmen bestanden jedoch nie in einem wirtschafts- und sozialpolitisch luftleeren Raum, und so folgen den Fabrikchroniken die Betrachtung der Wirtschaftspolitik der Gemeindebehörden sowie eine Analyse der sozioökonomischen Bedeutung der Fabrikindustrie für die Landstadt. Dadurch lässt sich die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur auf der Ebene der Unternehmen verfolgen, sondern ebenso auf der gemeindepolitischen Entscheidungsstufe. Schliesslich hat sich die aufwändige Puzzlearbeit auch gelohnt, weil dadurch erstmals ein umfassender Einblick in die Surseer Industriegeschichte möglich ist.

Seidenfabrik

Die älteste, gelungene Fabrikansiedlung in Sursee ist in dieser Studie bereits dargestellt worden.¹⁵³ 1859 nahm der Textilindustrielle Heinrich Hauser in seinem Seidenverarbeitungsbetrieb in Münigen den Betrieb auf. Diese Tochterfirma eines grösseren Hauser'schen Betriebes im zürcherischen Altstetten strandete allerdings in einer ersten Umbruchsphase in den 1860er Jahren beinahe. Der Fabrikbetrieb musste damals zeitweise eingestellt werden. Die Verantwortlichen der im Jahre 1870 grössten industriellen Produktionsstätte auf Surseer Boden schafften jedoch den ersten «Turn Around», wie es heute hiesse: Sie überlebte.

Im Januar 1870 war dem Stickereibetrieb, der gemäss Anzeige an den Luzerner Regierungsrat zu dieser Zeit bereits hälftig dem Geschäftspartner Hausers, Konrad Biedermann, gehörte, zusätzlich eine Seidenwinderei angegliedert worden. Bei diesem neu eingeführten Produktionszweig handelte es sich um einen wichtigen Arbeitsschritt bei der Herstellung von Näh- und Stickgarn. Winderinnen haspelten Rohseide von grossen Strängen und wickelten die gewonnenen Grègefäden auf Spulen. Diese konnten nach einer zusätzlichen Reinigung und Färbung entweder direkt zu Stoffen verwoben oder aber in einer Seidenzwirnerie zu Näh- und Stickgarn weiterverarbeitet werden, indem mehrere solcher Grègefäden maschinell zusammengedreht wurden.

Das Fabrikssystem hatte in diesen beiden wichtigen Seidenproduktionszweigen früh Einzug gehalten, da beim Abhaspeln der Seide wertvolle Reste entstanden, die in der Hausindustrie möglicherweise veruntreut wurden. Ausserdem waren sowohl in den Windereien wie auch in den Zwirnerien sehr saubere Arbeitsverhältnisse notwendig, die in einem normalen Haushalt nicht gewährleistet werden konnten.¹⁵⁴ Vermutlich wurde ein Teil der in Sursee gewundenen Seidenfäden direkt in Heimarbeit zu Stoffen verwoben und der Rest der Fabrikate in der «Zwirnerie und Färberei Hauser & Biedermann» in Altstetten bei Zürich weiterverarbeitet. Die Surseer Zweigstelle stellte somit in mehreren Herstellungsstufen sowohl Zwischenprodukte als auch eigene Endfabrikate her, die vom Zürcher Hauptsitz aus gehandelt wurden.¹⁵⁵

1870 fanden im Surseer Betrieb, der von wechselnden Betriebsleitern geführt wurde, 63 Arbeiterinnen an Haspeln, Stick- und Windmaschinen eine Tätigkeit.¹⁵⁶ Dies waren zwar nicht ganz so viele, wie sich der Surseer Gemeinderat anlässlich der Unterstützungsmassnahmen zur Firmengründung 1858/59 versprochen hatte. Damals wurde mit einer knappen Hundertschaft an Arbeitskräften gerechnet.¹⁵⁷ Mit grösster Wahrscheinlichkeit aber war die Anzahl der Arbeitskräfte des Unternehmens tatsächlich höher, da die Statistiken jeweils nur die Belegschaft in der Fabrik selber erfassten. Die Beschäftigten, die zuhause auf ihren Handwebstühlen nachweislich Seidenstoffe produzierten, wurden nirgends offiziell verzeichnet. Allzu gross dürfte die lokale Heimarbeiterschaft aber auch nicht gewesen sein: In der Volkszählung von 1870 waren lediglich zwölf Handwebstühle in Sursee registriert. Heimarbeiten wurden aber mit Bestimmtheit auch im Umkreis der Landstadt vergeben.

Im Jahre 1878 wurde das Unternehmen als «Seidenwinderei» dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellt. Diese Bezeichnung bedeutet aber nicht zwingend, dass damals bereits keine Stickmaschinen mehr in Betrieb waren oder nicht mehr länger Webarbeiten vergeben wurden. Die Winderei machte wohl einfach den grössten Teil der Produktion aus. Die Firma beschäftigte in jenen Jahren in der Fabrik neben dem Produktionsleiter 51 Arbeiterinnen.¹⁵⁸

Diese Grösse der Belegschaft blieb in den folgenden Jahren konstant. Aus der Fabrikstatistik des Jahres 1882 ist allerdings ersichtlich, dass das Alter der weiblichen Arbeitskräfte im Betrieb in den vorangegangenen vier Jahren erheblich gesunken war. Im Jahr 1878 waren lediglich fünf der beschäftigten Frauen weniger als 18 Jahre alt, vier Jahre später hingegen war es beinahe die Hälfte der Arbeiterinnen. Da die Anzahl der Arbeitskräfte gleich blieb, ist anzunehmen, dass ein grosser Teil der Beschäftigten neu angestellt wurde.

Für eine neue Zusammensetzung der Mitarbeiterinnen Anfang der 1880er Jahre spricht noch ein anderes Indiz. In einer Umfrage zu Stickereibetrieben der Luzerner Regierung 1882 war der Müniger Betrieb nämlich vom Amtstatthalter in Sursee nicht mehr erwähnt worden.¹⁵⁹ Auch wenn letzterer kein Experte war und den Betrieb vielleicht nie betreten hatte, so deutet diese fehlende Registrierung dennoch daraufhin, dass sich die Firma Hauser & Biedermann sehr wahrscheinlich bereits vor 1882 auf die Herstellung von Seidengarnen spezialisierte.

Eine Umstrukturierung von der Stickerei auf eine Winderei machte zu jener Zeit durchaus Sinn: In der Seidenindustrie stand damals allgemein eine Konzentration zu Grossunternehmen an. Ausserdem gestaltete sich der Bereich der Winderei wegen einer hohen Nachfrage nach Zürcher Garnen und der Produktionsverlagerung in Tieflohnggebiete zusehends als ein lohnendes Geschäft.¹⁶⁰ Im Sommer 1882 musste der Fabrikleiter in Sursee jedenfalls sogar ein Gesuch um Arbeitszeitverlängerung stellen, da der Betrieb gemäss eigenen Angaben «überhäuft mit Aufträgen» war.¹⁶¹ In dieser Zeit des florierenden Geschäftsganges in der Fabrik wurden nachweislich auch Heimarbeiten vergeben respektive Webstühle und Handwindmaschinen «ausgemietet».¹⁶²

Im Verlauf der 1880er und 1890er Jahre gab es dann keine weiteren Betriebsveränderungen mehr. Dies zeigt auch ein Blick in die Datensätze der Fabrikstatistik aus dem Jahre 1888, die bei einer nur leicht höheren Anzahl an Arbeitskräften einen grösseren Anteil an älteren Arbeiterinnen aufwies.

Ein nächster grösserer Umbruch erfolgte erst 1895, mit dem Tod von Heinrich Hauser. In diesem Jahr fiel die Unternehmensleitung zwei Söhnen der Besitzerfamilien zu, Jakob Heinrich Hauser und Hermann Conrad Biedermann. Diese Geschäftsgemeinschaft wurde ein Jahr später juristisch in die Firma «Hauser und Co.» umgewandelt, nachdem sich Biedermann junior «in freundschaftlicher Übereinkunft» als Teilhaber zurückgezogen hatte. Er blieb aber in der Geschäftsleitung der neuen Firma.¹⁶³ Diese Änderung dürfte ein Hinweis sein, dass das Unternehmen 1896 die ersten grösseren Krisen der Seidenindustrie spürte, die im Bereich der Windereibetriebe besonders ausgeprägt waren.

Der Mitte der 1890er Jahre in Gang gekommene Konzentrations- und Eliminationsprozess setzten sich nach der Jahrhundertwende fort. Auf Grund der geringeren Erlöse und der gleichzeitig steigenden Preise für die Rohmaterialien, die hauptsächlich aus Japan und China bezogen wurden, drängte sich eine Rationalisierung des Produktionsprozesses auf. Ausserdem wurden Anfang des 20. Jahrhunderts bereits die ersten Kunstseidengarne eingesetzt, was zu weiteren Absatzschwierigkeiten führte. Die bis dahin mehrheitlich konstante Anzahl der Beschäftigten ging in der Folge auch in Sursee leicht zurück.¹⁶⁴

Fünf Jahre später, im Jahre 1901, als sich die Krise bereits stark abzeichnete, stieg die Familie Biedermann definitiv aus dem Unternehmen aus. Jakob Heinrich Hauser, der sich fortan J. Henry Hauser nannte, gelang es aber, neue Teilhaber zu finden. Die Seidenwinderei wurde unter dem Namen «Hauser & Cie.» weitergeführt.¹⁶⁵ 1904 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft. Den alten Erfolg vermochte das Unternehmen jedoch nicht mehr zu erreichen. Dies zeigte sich auch am Arbeiterinnenverzeichnis, das nur noch rund 30 Beschäftigte aufwies. 1910 verkaufte Hauser die offenbar unrentabel gewordene Filiale an die beiden Aargauer Textilfabrikanten Adolf Zimmerli und Alfred Teuscher.¹⁶⁶

Die neuen Besitzer waren jedoch schon bald wieder die alten: Noch im gleichen Jahr veräusserten Zimmerli und Teuscher den Betrieb an die Firma Rüeegger & Cie. Dieses Zofinger Textilunternehmen richtete im Fabrikgebäude wiederum eine mechanische Stickerei ein, wo im Jahre 1911 aber nur noch 13 Arbeiterinnen Beschäftigung fanden. Der kleine Fabrikbetrieb überlebte jedoch das stetige Auf und Ab der Seidenindustrie auch in den 1920er und 1930er Jahren und entwickelte sich nach mehreren Handänderungen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zum heute noch bestehenden Textilunternehmen Calida.

Zigarrenfabriken

Die erste Surseer Zigarrenfabrik war ebenfalls bereits vor 1870 entstanden; in einer ehemaligen Metzgerei in der Surseer Unterstadt, wie bereits in dieser Studie dargestellt. Der kleine Betrieb, der einerseits eigene Tabakwaren herstellte und andererseits auch mit zugekauften Produkten handelte, wurde anfänglich von drei Geschäftsinhabern geführt: Jakob Herzog, Joseph Korner und Mauritz Wey. Korner war vermutlich der Initiant, zumal er schon zuvor als «Tabakfabrikant» in Sursee Zigarren – oder wohl eher «Stumpen» – gewickelt hatte. Herzog hingegen hatte bis zu diesem Zeitpunkt im Baugeschäft seines Vaters als Maurer gearbeitet; über Weys vorherige Tätigkeit ist nichts bekannt.

Herzog und Wey traten jedoch nicht nur einfach als Kapitalgeber von Korner auf. Beide erlernten auch das Handwerk. Die Geschäftsführung zu dritt führte aber

offenbar zu Konflikten. Bereits im Herbst 1870 verliess Korner den Betrieb in der Surengasse. Ein Jahr später liess sich auch Mauritz Wey auszahlen. Anders als Korner blieb Wey jedoch in der Landstadt, wo er 1872 direkt am Rathausplatz ebenfalls ein ausgedientes Metzgereigebäude kaufte und eine zweite Zigarrenfabrik eröffnete.

Zigarrenfabriken gab es zu jener Zeit auch in anderen Surentaler Gemeinden. Insbesondere in Triengen entstanden Anfang der Siebzigerjahre mehrere Fabrikbetriebe, die sich zu einer grösseren lokalen Industrie entwickelten. Die eigentlichen Produktionszentren der Tabakverarbeitung im Kanton befanden sich aber im oberen Wynen- und im Seetal, wo sie – wie in den Surentaler Gemeinden auch – als Ersatzindustrie für die zunehmend mechanisierte Baumwollbuntweberei entstanden. Die Tabakbranche war aber auch in diesen Gegenden, wo Heimarbeit stark verbreitet gewesen war, primär als Fabrikindustrie eingeführt worden. Die Unternehmer ihrerseits konnten vom niedrigen Lohnniveau in diesen ländlichen Gebieten profitieren; denn geringe Lohnkosten waren für die arbeitsintensive Herstellungsweise von grosser Bedeutung.¹⁶⁷

Zur weiteren Geschichte der beiden kleinen Surseer Unternehmen liess sich anhand der wenigen vorhandenen Akten keine dichte Chronik mehr rekonstruieren. Beide «Fabriken» waren anfänglich Gewerbe- und Handelsgeschäfte mit einer kleinbetrieblichen Produktionsweise, wobei die Unternehmer ihr Angebot und die Belegschaft allmählich ausbauen konnten. Ebenso ist es sinnvoller von Zigarren- als von Tabakfabriken zu sprechen, da sowohl Herzog als auch Wey zugekaufte und bereits vorverarbeitete, das heisst getrocknete oder geröstete Tabakblätter verwendeten und keine eigentlichen Tabakhersteller waren. Daraufhin weisen einerseits die überlieferten Fabrikordnungen, die keine Berufsarten aufführten, die sich mit dem Fermentieren oder dem Beizen von Tabakblättern beschäftigten. Andererseits brauchte die Herstellung von Rauch- und Schnupftabak aufwändige Produktionsanlagen mit entsprechend grossem Raum- und Arbeitskräftebedarf, der in den Räumlichkeiten beider Betriebe in Sursee nicht gegeben war.¹⁶⁸

Die zuerst gegründete Firma Herzog konnte sich offenbar besser entwickeln und hatte im Jahre 1878, als beide Betriebe ins eidgenössische Fabrikverzeichnis aufgenommen wurden, auch eine wesentlich grössere Belegschaft. Während Wey nur fünf Arbeiterinnen beschäftigte, waren es bei Herzog insgesamt 31 Angestellte, 25 Arbeiterinnen und sechs Arbeiter.¹⁶⁹

Anfang der 1880er Jahre gab Wey den Fabrikationsbetrieb auf und spezialisierte sich auf den Handel von Schnupf- und Rauchtabakwaren. Das Herzog'sche Unternehmen in der Surengasse bestand jedoch weiter, und 1882 fanden dort immerhin noch 21 weibliche und vier männliche Arbeitskräfte ihren Verdienst. Gegen Ende der 1880er Jahre mehrten sich aber offenbar auch bei Herzog die Probleme. 1887 musste er sich zusätzliche Kapitalgeber suchen, und 1888 beschäftigte die nun als Herzog & Cie. benannte Zigarrenfabrik noch elf Arbeitskräfte.¹⁷⁰ Der Betrieb konnte jedoch bis zum Tode von Jakob Herzog 1891 aufrecht gehalten werden. Danach wurde die Firma liquidiert.

Dies war jedoch nur das vorläufige Ende der Zigarren- und Tabakindustrie in Sursee. Der Landstadt blieb eine Reihe von Tabakhandlungen erhalten. Ausserdem gründete ein halbes Jahrhundert später, 1946, die Firma Villiger und Söhne AG aus

dem luzernischen Pfeffikon erneut einen Zigarrenfabrikationsbetrieb.¹⁷¹ Diese Filialfabrik beschäftigte 1960 insgesamt 67 Arbeitkräfte, davon 64 Frauen. Sie schloss aber bereits sieben Jahre später ihre Tore.¹⁷²

Ofenfabrik

Im September 1872 kaufte Franz Xaver Weltert für 23'000 Franken das Haus und die daran angebaute Werkstätte des Kupferschmiedes Hermann Fischer in der Surseer Oberstadt. In der kleinen «Schmitte» produzierte der 25-jährige, aus Büron stammende gelernte Hafner mit einer anfänglich elfköpfigen Belegschaft so genannte «Calorifères»-Öfen (caloriefère, frz. Warmluftheizung) nach englischem Vorbild.¹⁷³

Diese Heizöfen bestanden aus einem Gussgestell und waren im Gegensatz zu den von Hafnern gemauerten, fest eingebauten Kachelöfen tragbar. Franz Xaver Weltert soll mit der Herstellung dieser «Innovation» – er hatte die Öfen auf die Holzfeuerung ausgelegt – schon in Büron begonnen haben. Der Erfolg zwang ihn dann aber an einen zentraleren Produktionsort in der Nähe der Eisenbahn, so dass sich die Landstadt Sursee dem Surentaler Jungunternehmer als neue Niederlassung quasi aufdrängte.¹⁷⁴

Die Nachfrage nach dieser praktischen Neuheit, deren gusseiserne Bestandteile Weltert teilweise aus Deutschland und Frankreich importierte, war gross. Bereits 1873 musste sich Weltert nach neuen Werkstätten umsehen. Er begann im Surseer Dägersteinfeld, also westlich der Sure zwischen dem Stadtkern und der Bahnlinie, systematisch Bauland zu kaufen.¹⁷⁵ Das Geld, das er dafür und für den Fabrikbau benötigte, konnte Weltert jedoch nicht mehr alleine aufbringen. Im Sommer 1873 fand er in Sursee Kapitalgeber und mit ihrer Hilfe gründete er die Firma «Weltert & Cie».

Anfang 1875 konnte der Betrieb im neu errichteten Fabrikgebäude aufgenommen werden. Dieses lag etwa einen Kilometer vom Stadtkern entfernt. Die Grösse der neuen Produktionsanlagen und der Magazine standen damals aber in keinem Verhältnis zur Anzahl der Arbeitskräfte, die Weltert in jenen Jahren beschäftigte. Die Belegschaft blieb relativ klein und erhöhte sich nur in den kühleren Jahreszeiten, in denen die Nachfrage nach Öfen jeweils anstieg. Damit Weltert aber seinen Grundstock an rund zehn Arbeitern auch im Sommer beschäftigen konnte, begann er weitere Artikel aus Gusseisen herzustellen. Dazu gehörten unter anderem Bügel-eisen, Gartenmöbel sowie Balkon- und Treppengeländer. 1878 wurde das Unternehmen denn auch als «Ofen- und Gartenmöbelfabrik Weltert» ins Fabrikverzeichnis aufgenommen.¹⁷⁶

Weltert hatte sich allerdings mit dem Fabrikbau und neuen Maschinen übernommen. Die Finanzierung der Kredite mit den für die Geldgeber sehr guten, für die Schuldner jedoch oft verhängnisvollen Luzerner Gülten erwies sich als schwierig und die Last der rund fünfprozentigen Zinsen war beträchtlich.¹⁷⁷ Die Gewinne des Unternehmens reichten zumindest in den ersten Jahren für die Schuldentilgung kaum aus. Weltert hatte daher immer wieder mit seinen Finanzen zu kämpfen und musste sich Ende 1878 nach weiteren Geldgebern umsehen, als er das notwendige Betriebskapital nicht mehr aufbringen konnte. Das kleine Privatunternehmen wurde daher im gleichen Jahr in eine «Actiengesellschaft Mechanische Ofenfabrik



XXIV

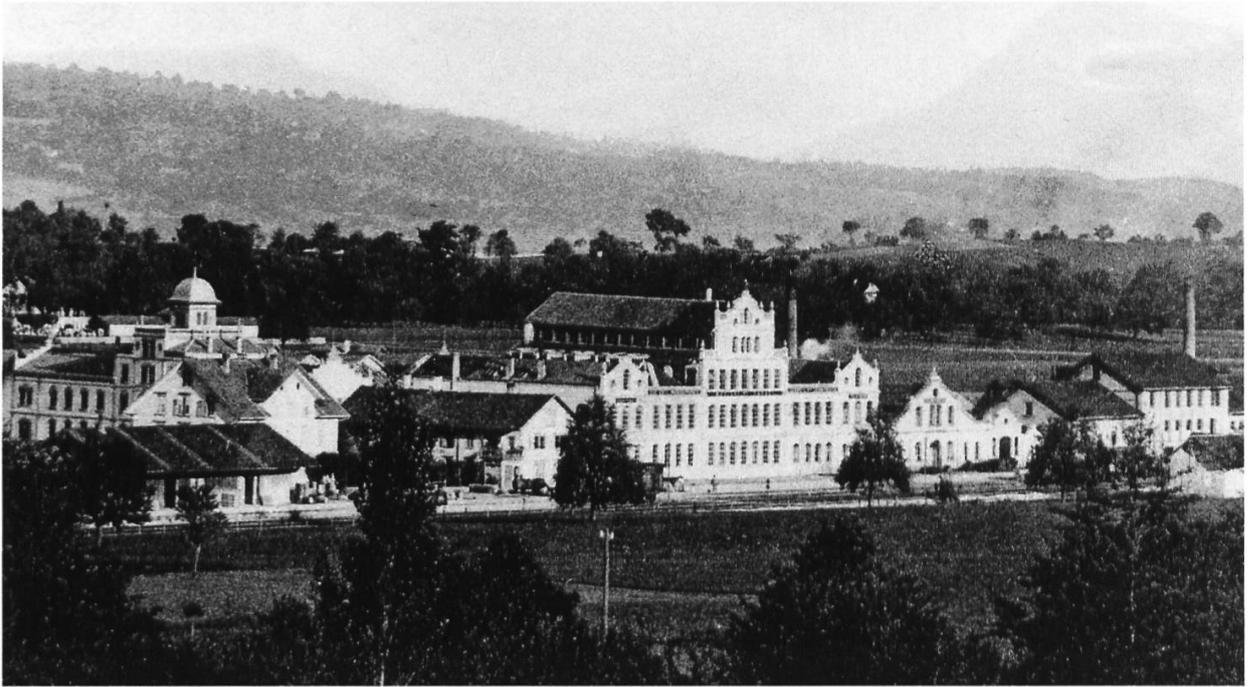


XXX



XXVIII

Beispiele der berühmten «Surseer Öfen» mit ihrem speziellen Kachelndesign aus einem Produktkatalog Anfang des 20. Jahrhunderts.



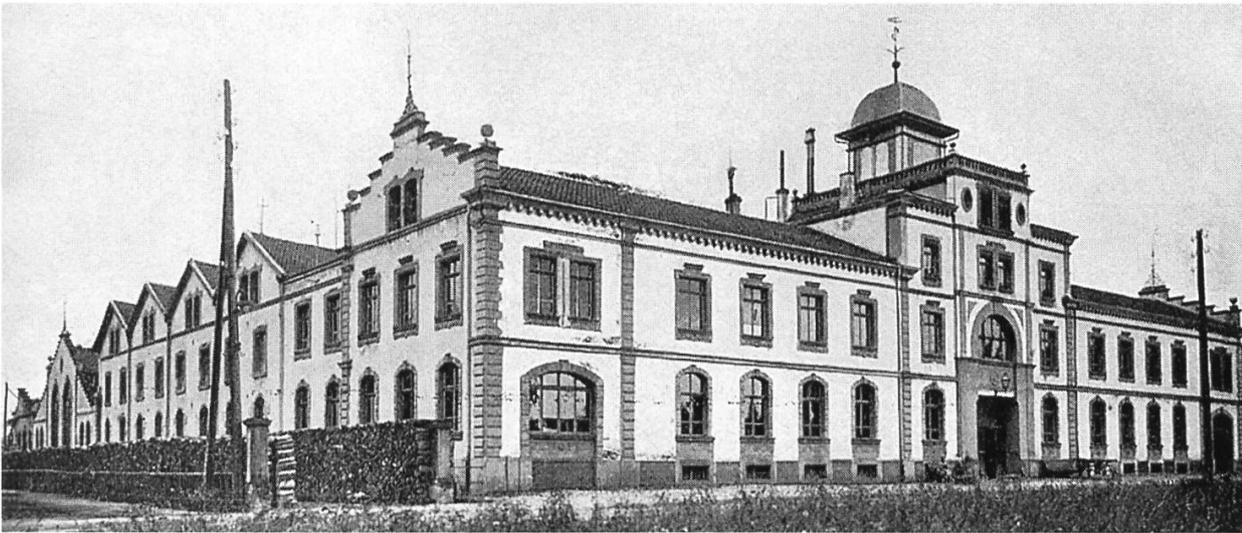
Die Ofenfabrik ist bis Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer imposanten Gebäudegruppe gewachsen. 1907 wurde auch die vormalige Konservenfabrik integriert (im Bild rechts aussen mit Kamin).

Sursee» umgestaltet und die Firmenstruktur reorganisiert.¹⁷⁸ Weltert blieb jedoch als Betriebs- und Produktionsleiter oberster Chef und zudem der erfinderische Kopf des Unternehmens. Er war auch der Besitzer einer Reihe verschiedener Patente und öffentlicher Auszeichnungen.

1882 stellte Franz Xaver Weltert an das damalige Luzerner Staatswirtschaftsdepartement den Antrag, sein Unternehmen, das den «Charakter einer grösseren Schlosserwerkstätte» hätte und ohnehin höchstens 16 Arbeiter beschäftigte, vom Fabrikverzeichnis zu streichen.¹⁷⁹ Dies ist ein Indiz, dass die Entwicklung der Ofenfabrik zu jener Zeit stagnierte. Einerseits fehlte es wohl erneut an Kapital für die Bezahlung der Hypotheken und der technischen Neuerungen. Andererseits waren vermutlich auch die mechanischen Antriebskräfte zu klein, um die Produktion weiter anwachsen zu lassen.¹⁸⁰ Auch in der folgenden Zeit kam es stets zu kleineren Krisen. Diese führten dazu, dass Weltert mit Hilfe mehrerer Aktionäre unter der Bezeichnung «Weltert & Cie. Ofenfabrik» eine neue Firma gründete. Die finanziellen Schwierigkeiten hielten jedoch an. Bereits im Oktober 1884 kam es zum eigentlichen Zusammenbruch: Das Unternehmen ging Konkurs.

Im Februar 1885 erfolgte die öffentliche Versteigerung. Das Meistbot von 29'200 Franken kam von der lokalen «Ersparniskasse». Eine Summe, die Weltert bereits binnen eines Monats selber wieder zusammenbrachte und ihm den Rückkauf seiner Fabrik ermöglichte.¹⁸¹ Es scheint, dass es erneut Investoren gab, die an den jungen Fabrikanten glaubten, der zweifellos über gute Ideen und technische Kenntnisse verfügte.

Von diesem Zeitpunkt an ging es mit der Ofenfabrik aufwärts. Bereits ein Jahr später war Weltert wieder im Besitze grosser Geldsummen, so dass er zwei Liegenschaften in der Nachbarschaft der Fabrik für rund 50'000 Franken ersteigern konnte. Der Fabrikant schien überhaupt in jenen Jahren neben der unternehmerischen Tätig-



Zwischen 1890 und 1895 sind die Fassaden der Ofenfabrik im Stil des Historismus gestaltet worden. Heute sind nur noch Teile des hier dargestellten Nordflügels erhalten.

keit Freude am Immobilienhandel und an Landkäufen gefunden zu haben. Diese spekulative Nebenbeschäftigung Welterts, insbesondere auch dessen gewachsenes Geldvermögen, bezeugen eine Reihe überlieferter Kauf- und Steigerungsbriefe.¹⁸² 1892 konnte der Ofenfabrikant nicht mehr länger verhindern, dass sein Betrieb wieder ins Fabrikverzeichnis aufgenommen und unter die Kontrolle des Fabrikinspektorats gestellt wurde. Die Firma wies nun eine Belegschaft von mehr als 40 Arbeitern auf, besass eine eigene Giesserei und produzierte mit Hilfe einer Dampfmaschine.¹⁸³ In den folgenden Jahren entwickelte sich der Betrieb gar zu einem veritablen Grossunternehmen. Die Erfolge und die technischen Leistungen der Ofenfabrik wurden national und international mit verschiedenen Auszeichnungen anerkannt.

Zwischen 1890 und 1895 mussten die bestehenden Fabrik- und Magazingebäude massiv erweitert werden. Sie erhielten eine imposante Fassade im Stil des Historismus. Die Luzerner Brandversicherung schätzte die Ofenfabrik mit der 1890 neu angegliederten Giesserei 1896 auf die damals stattliche Summe von 267'700 Franken.¹⁸⁴

Die Vergrösserung der Produktionsanlagen erlaubte es, dass sämtliche Zubehöreile für die Öfen weiterhin an Ort und Stelle selbst hergestellt werden konnten. In der Töpferei wurden die Ofenkacheln und die feuerfesten Chamottesteine gebrannt. Die Giesserei lieferte sämtliche Eisenteile, deren Gussformen die firmeneigene Modellwerkstatt hergestellt hatte. Auch die weiteren Produktionsschritte wie das Schleifen, Vernickeln, Polieren sowie die eigentliche Montage in einer Schlosserei waren im gleichen Gebäudekomplex untergebracht. Die Produktivität konnte zudem seit 1895 durch die damals möglich gewordene fabrikinterne Versorgung der Kraftanlagen mit Elektrizität stark erhöht werden. Der Strom stammte von der Surseer Neumühle, deren Wasserrad durch eine Turbine ersetzt worden war, und wurde von dort zur Ofenfabrik geleitet.

Bild auf nachfolgenden Seiten:

Der Stand der Ofenfabrik 1896 an der Landesausstellung in Genf, an dem die Firma vor breitem Publikum ihre Produktpalette präsentierte.



WELTERT & Co
FABRIQUE
FONDERIE
EN
Succursales dans les Pr

Weltert & Co

Spécialité:
Calorifères Triomphe Suisse
à chauffage continu.
Diplomes et Médailles

Weinfelden	1873
Besançon	1887
Lucerne	1881 & 1893
Nice	1894
Zurich	1893

Fonderie de fer.
ateliers de nickelage.
Poterie.
Fabrication de caelles-
chamolle.
Fondé en 1871
500 ouvriers
Production plus de 10000
fourneaux par an.

WELTERT & Co
FABRIQUE



TRIOMPHE SUISSE
INEXTINGUIBLE
ME WELTERT

AG
RIS
GLIC
EL

HOF
TEN
DE

4152

WELTERT & CO
SURSEE

WELTERT & CO
SURSEE

WELTERT & CO
SURSEE

Rechtzeitig liess Weltert auch die Verkaufsorganisation intensivieren, indem er zuerst in Zürich, dann auch in Luzern und Bern Filialen einrichten liess. Verschiedene Erzeugnisse der Produktpalette, die sich ebenfalls stark vergrössert hatte, wurden exportiert. Die Spezialität blieben aber neben den «Glättöfen» und den Waschkochherden die eigentlichen «Sursee Öfen. Heizung und Ventilation System Weltert». Zur gesteigerten Produktivität gesellte sich in jenen Jahren auf Grund einer allgemein besseren Konjunktur eine rosige Auftragslage, die sich in den von Weltert wiederholt gestellten Gesuchen um Überstundengenehmigungen widerspiegelte.¹⁸⁵ Im Rahmen dieser Entwicklungsfortschritte und Erfolge wuchs die Belegschaft der Fabrik wenige Jahre vor der Jahrhundertwende auf weit über zweihundert Arbeiter an.

Gemeinde Sursee als Teilhaberin der Ofenfabrik

Die finanziellen Turbulenzen waren indessen bald zurück. In den Jahren 1896 und 1897 stellten sich im Unternehmen erneut existentielle Probleme ein: Weltert hatte sich mit den baulichen Erweiterungen seiner Fabrikanlagen übernommen. Zudem führte die aufkommende Elektrifizierung der Privathaushalte im Verlauf der 1890er Jahre zu Absatzschwierigkeiten bei den Koch- und Wascherden, die damals nur auf Holz- und Gasfeuerung ausgelegt waren. Dadurch musste in neue Entwicklungen investiert werden, die das Betriebskapital zusätzlich schrumpfen liessen. Diese finanzielle Krise verschärfte sich durch Welterts spekulative Nebengeschäfte im Immobilienhandel.

Anfang 1898 konnte der erneute Konkurs der Firma nicht mehr vermieden werden.¹⁸⁶ Die Ofenfabrik überstand die Krise aber mehr oder weniger unbeschadet, da sich dank einem privaten Initiativkomitee umgehend wieder eine neue Aktiengesellschaft «Ofenfabrik Sursee» konstituierte, die den Betrieb im April 1898 nun bereits für die hohe Summe von 925'000 Franken übernahm.¹⁸⁷

Beteiligt an diesem neuerlichen Rettungscoup war auch der Surseer Gemeinderat: Als es darum ging, das neue Betriebskapital von rund 650'000 Franken zusammenzutragen, wovon 180'000 Franken zur öffentlichen Subvention ausgeschrieben waren, war die Behörde um eine Unterstützung ersucht worden. Der Handwerks- und Gewerbeverein der Landstadt, der an der Erhaltung der Arbeitsplätze interessiert war, setzte sich für eine grosszügige Beteiligung ein. Die Gemeinderatsmitglieder zeigten sich – bis auf eine Ausnahme – ebenfalls interessiert und brachten am 17. April 1898 an die Gemeindeversammlung den Antrag, eine Aktienbeteiligung in der Höhe von 20'000 Franken zu genehmigen. Als Entscheidungshilfe für die Stimmbürger wurde ein spezielles Gutachten erstellt. Darin wurde der Konkurs des bis anhin so florierenden Unternehmens auf das mangelnde Betriebskapital zurückgeführt und mit den spekulativen Geschäften Welterts in Zusammenhang gebracht.¹⁸⁸

Der Bericht ist im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung jedoch auch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Die in breiter Ausführung genannten Argumente für eine Beteiligung ergeben einen wertvollen Einblick in die Prämissen der damaligen Wirtschaftspolitik der lokalen Behörden:

«1. die Wichtigkeit bzw. Nothwendigkeit industrieller Bethätigung für die Entwicklung u. Förderung einer Ortschaft ist bereits allgemein anerkannt. Die Indust-

rie bringt Verdienst u. Leben, sie mehrt den Wohlstand der Bürger, erleichtert ihr Fortkommen u. führt damit auch eine Wertvermehrung an Grund u. Boden herbei. Ortschaften ohne Industrie verarmen, gehen zurück an Bevölkerungszahl u. verlieren nach u. nach ihre Bedeutung, womit auch eine Entwerthung der Liegenschaften eintritt. Gerade hier in Sursee machte sich das schon beim ersten Bekanntwerden der Zahlungsschwierigkeiten [...] bemerkbar durch ein fühlbares Sinken der Miethpreise. Auch die Verkaufsgeschäfte bekamen infolge Entlassung einer Anzahl Arbeiter und Lohnreduktion die verminderte Kaufkraft dieses Standes zu fühlen. Dass dieses Alles mit dem Eingehen oder einer länger dauernden Krisis noch viel grössere Dimensionen annehmen müsste, viele Familien brodlos würden u. der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfielen, ist selbstverständlich.

Wie schwierig es ist, in Ortschaften, welche wie Sursee nicht von der Natur mit grossen, billigen Wasserkräften gesegnet sind, Industrien anzusiedeln u. anheimisch zu machen, hatte die Gemeinde bisher reichlich zu beobachtenden Gelegenheit. Ihre Versuche in dieser Richtung sind als misslungen zu betrachten.[...] Es wäre daher gewiss sehr unlogisch, u. ein schlechtes Zeichen für eine intelligente Bürgerschaft, wenn sie ihre unterstützende Hand gerade da zurückziehen wollte, wo einzig ihre Unterstützung den gewünschten Erfolg verspricht; [...]

2. Viele,[...], suchen sich mit dem Gedanken zu trösten, das Geschäft Weltert bestehe jetzt nun einmal u. vielleicht werde, wenn man es jetzt fallen lasse, irgend ein unbekannter Dritter kommen, es mit den nöthigen Geldmitteln ausstatten u. noch viel besser und vorteilhafter für die Ortschaft betreiben als bisher. Wer aber dieser grossmüthige Dritte sei, weiss eigentlich noch niemand.[...]

Dieser drohenden Gefahr eines Rückganges unserer Ortschaft, eines Heruntersinkens derselben in den frühern todten u. regungslosen Zustand dürfen wir nicht mit verschränkten Armen müssig gegenüberstehen,[...] Und wenn auch das Unwahrscheinliche Tatsache würde, was viele zu hoffen scheinen, dass z.B. das Eisenwerk Gerlafingen die Fabrik ankaufen würde, so muss jeder, der die Verhältnisse in den Rollschen Werken kennt, zugestehen, wenn er ehrlich sein will, dass der grösste Theil der Vorzüge, welche das selbstständige Geschäft bisher der Ortschaft u. ihren Bewohnern geboten hat, durch dessen Reduktion als blosse Filialen eines auswärtigen Hauptgeschäftes für Sursee verloren gehen würden.

3. Die vorgeschlagene Aktienbetheiligung ist zudem nicht [...] als Unterstützung à fonds perdu zu betrachten, sondern wird aller Wahrscheinlichkeit gemäss sich zu einer ganz anständig rendierenden Kapitalanlage gestalten. [...]

4. Andererseits wird wiederum gesagt, eine Betheliligung von frs. 20000 sei zu gering um für die Frage des Zustandekommens der Aktiengesellschaft wesentlich in Betracht zu fallen. Dem ist entgegenzuhalten, dass die Gemeinde ihre finanziellen Kräfte nicht dermassen anstrengen darf, das sie dadurch ihren anderweitigen Aufgaben nicht mehr gerecht werden könnte. Auch handelt es sich bei dieser Aktienbetheiligung wesentlich um den moralischen, weniger um den finanziellen Effekt dieser Betheliligung. Die Gemeinde soll u. wird damit bekunden, dass sie dieser für sie hochwichtigen Unternehmung nicht gleichgültig u. theilnahmslos gegenübersteht, sondern ebenfalls das ihrige zur Wiederbelebung des Geschäftes beitragen will. [...]»¹⁸⁹

Die Gemeindebehörden nahmen mit diesen Aussagen ganz klar Position für die Fabrikindustrie ein. Sie hatten deren Bedeutung für die Wirtschafts- und Sozial-

strukturen der Landstadt erkannt. Gleichzeitig beurteilten sie die bisherigen Bemühungen in Sursee rechtzeitig eine kräftige Industrie aufzubauen, als gescheitert. Ursache war ihrer Ansicht nach jedoch nicht die mangelnde Unterstützung durch die Gemeinde, sondern – und hier wurde es nun explizit genannt – die fehlenden, grossen und billigen Wasserkräfte. Da mit der Ofenfabrik aber trotz dieses enormen Standortnachteils ein an und für sich erfolgreicher Fabrikbetrieb und wichtiger Arbeitgeber entstehen konnte, forderte der Gemeinderat, zumindest Bemühungen um die vorhandene Industrie – und sei es auch nur mit einem symbolischen Beitrag. Diese gewichtigen Argumente schienen die Mehrheit der anwesenden Stimmbürger überzeugt zu haben. Sie beschloss mit 185 von 259 Stimmen, den Antrag anzunehmen.

Doch bereits an diesem Nachmittag im April 1898 zeichnete sich ab, dass sich gegen die Gemeindebeteiligung um den liberalen Stadtrat und Anwalt Anton Gut Opposition bilden würde, welche sich für einen Rekurs des Entscheides einsetzte. Bereits 14 Tage später erreichte den Luzerner Regierungsrat ein betreffendes Schreiben, das von Gut und 17 anderen Stimmbürgern liberaler Gesinnung unterzeichnet wurde. Letztere machten geltend, dass eine Aktienbeteiligung der ohnehin verschuldeten Gemeinde an einem Privatunternehmen unzulässig und im speziellen Fall der Ofenfabrik viel zu riskant sei. Der Regierungsrat wies diesen Rekurs im Oktober 1898 jedoch ab und wies auf einen Expertenbericht, welcher der Ofenfabrik ein gutes Zeugnis ausstellte. Daraufhin beschwerten sich «die Herren Fürsprech A. Gut und Genossen» und griffen dabei explizit zwei Regierungsräte an, die als Grossaktionäre angeblich nur ihr Privatkapital im maroden Unternehmen retten wollten. Die Behörde verteidigte jedoch im Februar 1899 ihren Entscheid, indem sie aufzeigen konnte, dass der einstimmige Beschluss auch ohne die beiden Mitglieder zustande gekommen wäre. Der Grosse Rat beschloss Ende Mai 1899 ebenfalls die Ablehnung des Rekurses, indem er in Erwägung zog, dass die Aktiengesellschaft schon vor dem regierungsrätlichen Entscheid existierte und nicht mehr von der Beteiligung der Gemeinde abhängig war. Ausserdem sei den Gemeinden auf gesetzlicher Ebene unlängst ausdrücklich die Finanzhoheit in solchen Belangen zugesprochen worden. Das Rekurskomitee gab sich allerdings mit diesem Bescheid nicht zufrieden und zog die Klage weiter ans Bundesgericht in Lausanne. Doch auch dort mussten die Kläger am 15. Februar 1900 mit einer ähnlichen Urteilsbegründung eine Niederlage einstecken.¹⁹⁰

Auf diese Weise konnte die Einwohnergemeinde Sursee doch noch ihren Beitrag zur Rettung der Ofenfabrik leisten. Dies tat im Übrigen auch die Korporationsgemeinde, die Aktien im Wert von 4000 Franken zeichnete. Allerdings war die finanzielle Beteiligung in den Reihen der Korporationsbürger weit unbestrittener, wobei deren ebenfalls konservativ gesinnter Präsident einiges zu diesem Abstimmungsresultat beigetragen haben mochte. So geisselte er in einer feurigen Rede die verheerenden Auswirkungen, die ein Verlust der monatlichen Lohnsumme der Ofenfabrikarbeiter von rund 20'000 Franken für die Surseer Händler und Gewerbeleute sowie für die Wohnungseigentümer bedeutet hätte – was sich im Publikum offenbar niemand vorzustellen wagte.¹⁹¹

Die zuvor beschriebene Episode um das Rekursbegehren einiger Opponenten zeigt, wie sehr gerade in wirtschaftspolitischen Belangen letztlich persönliche Interessen

mitspielten. Die rein parteipolitische Gesinnung hätte von den liberalen Politikern um den Stadtrat und liberalen Parteipräsidenten eigentlich eine Zustimmung verlangt; in diesem Fall spielten jedoch ideologische oder ordnungspolitische Argumente eine untergeordnete Rolle. Ähnlich war es auf der Gegenseite. Auch wenn die Konservativen insgeheim vielleicht Vorurteile gegen die finanzielle Beteiligung hatten: Sie mussten den Ball aufnehmen und die Vorlage befürworten. So waren es schliesslich die Liberalen selber, die zur Entkräftung des Vorurteils beitrugen, dass konservative Parteizugehörigkeit mit wirtschaftsfeindlicher Gesinnung gleichzusetzen ist.

Hintergrund des Konflikts war also einzig die parteipolitische Konkurrenz beziehungsweise das Beharren auf Positionen, die von Parteioxponenten einmal bezogen wurden. Private Fehden trugen in diesem Rahmen natürlich Blüten: Beispielsweise setzte sich der eine Surseer Tierarzt an der Gemeindeversammlung für den Antrag ein, während sich der andere für einen Rekurs stark machte. Eine solche Verstrickung liess sich im Übrigen auch zwischen dem liberalen Fabrikanten Weltert und seinem grossen Gegenspieler in der Partei, Anton Gut, rekonstruieren. Der Anwalt hatte bereits wiederholt alles daran gesetzt, den Ofenfabrikanten mit seinem Unternehmen in Schwierigkeiten zu bringen. Dies war in der Surseer Öffentlichkeit bekannt.¹⁹²

Letztlich ging es im ganzen Streitfall also um keine direkte, politische Entscheidung. Vielmehr hatte die Mehrheit der Surseer Stimmbürger, ob nun konservativer oder liberaler Gesinnung, den Wert und die Wichtigkeit der Industrieansiedlung erkannt.

Ofenfabrik wird Grossunternehmen

Auch die reorganisierte Firma wollte auf den Unternehmer Franz Xaver Weltert nicht verzichten, da sich sämtliche Patente in seinen Händen befanden. So durfte er noch die technische Direktion beibehalten, musste sich aber zugleich verpflichten, bei einem allfälligen Scheitern der Zusammenarbeit in den nächsten sechs Jahren in der Schweiz kein Konkurrenzunternehmen zu gründen.¹⁹³ Ebenso wurde er aus der Geschäftsleitung ausgeschlossen.

Diese Degradierung konnte Weltert nicht akzeptieren. Da er sich die Verwertung aller seiner Patente für das Ausland sowie das Recht auf die Gussmodelle vorbehalten hatte, zog er bereits nach einem halben Jahr nach Frankreich. Dort versuchte er, in der Nähe von Reims eine Ofenproduktion aufzubauen. Gelungen ist ihm das nicht; nicht zuletzt deshalb, weil er in Sursee einen beträchtlichen Schuldenberg zurückgelassen hatte und sein ganzer restlicher Besitz in den Jahren 1899 und 1900 versteigert wurde. Zwar versuchte er mit Hilfe seiner Frau Josefine Weltert-Zust und seinem Sohn Franz, einen Teil des Landbesitzes von Frankreich und später von Basel aus wieder zurückzukaufen. Er konnte ihn jedoch nicht mehr halten: Weltert verlor vielmehr Anfang des 20. Jahrhunderts sein eigenes Vermögen, dasjenige seiner Frau, seines Schwiegervaters und mancher Freunde in Sursee.

Die neue Geschäftsleitung der Ofenfabrik konnte davon profitieren, indem sie auf diese Weise drei grosse Landparzellen günstig ersteigern konnte.¹⁹⁴ Überhaupt fand die von der Person Franz Xaver Weltert losgelöste Ofenfabrik schnell zu ihrem alten Erfolg zurück. Unter der Leitung eines Verwaltungsrates sowie des Fabrikdirektors Karl Fabel, der aus Frankfurt am Main stammte und zuvor unter Weltert die Filiale

in Zürich geführt hatte, begann das Unternehmen grosse Renditen abzuwerfen.¹⁹⁵ Sie kurbelten die Produktion des unveränderten Sortimentes wieder an und modernisierten sie mit Hilfe neuer Maschinen. Die Fabrikgebäude und Anlagen wurden 1899 für den hohen Wert von 370'000 Franken versichert, also beinahe für die doppelte Summe wie fünf Jahre zuvor.¹⁹⁶ Ebenso war die Absatzorganisation mit neuen Filialen in Basel, St. Gallen, Lausanne und Genf intensiviert worden. Dabei handelte es sich nicht nur um Verkaufsgeschäfte; vielmehr wurden in diesen Niederlassungen auch eigentliche Werkstätten betrieben. Im Dezember 1899 registrierte der Verwaltungsrat zudem 50 Verkaufsstellen.¹⁹⁷

Die Nachfrage nach der Jahrhundertwende übertraf bald die Produktionserträge, und der jährliche Umsatz erreichte Werte, die bereits über einer Million Franken lagen. 1905 konnte die Produktivität zudem durch eine neue Elektrizitätsversorgung verbessert werden. Die Kraft- und Lichanlagen wurden nun nicht mehr von Sursee aus gespiesen, sondern vom weit stärkeren Elektrizitätswerk Sempach-Neuenkirch.¹⁹⁸

1906 tauchte dann Franz Xaver Weltert mit seiner Familie wieder in Sursee auf, wo er sich in der Ofenfabrik sogleich um die Stelle eines Filialleiters oder als Leiter einer neu zu gründenden Abteilung für Wäschereieinrichtungen bewarb. Als ihm diese Funktionen jedoch nicht zugestanden wurden, zog er nach Reiden und begann finanzielle Forderungen an die Firma zu stellen. Diese sollte ihn angeblich 1898 bei der Werteinschätzung seines damaligen Besitzes betrogen haben. Dem Verwaltungsrat waren diese wiederholten Forderungen aber keine Diskussionen, sondern nur kurze Kenntnisnahmen wert.¹⁹⁹

Nachdem diese öffentlich ausgetragenen Attacken des ehemaligen Fabrikdirektors zu keinem Erfolg führten, veranlasste dessen ältester Sohn, Emil Weltert, eine Betreibung. Der Surseer Weinhändler begründete diesen Schritt mit der Anschuldigung, dass die Ofenfabrik Zahlungen in der Höhe von 144'244 Franken und 65 Rappen noch nicht beglichen hätte. Gegen diese Forderungen wehrte sich die Firma vehement. Der von Vater und Sohn Weltert angestrebte Prozess, der 1909 am Luzerner Obergericht angesetzt war, wurde letztlich jedoch nicht abgehalten, da Weltert seine Klagen wegen zu hoher Gerichtskosten zurückziehen musste.²⁰⁰ Die Ofenfabrik musste somit – zu Recht oder Unrecht – keine weiteren Zahlungen leisten.

Weltert hingegen wurde armengengenössig und kehrte in seinen alten Heimatort Büron zurück. In der Surentaler Gemeinde konnte sich der 69-Jährige wieder fangen. Im Jahr 1917 erwarb er vor Ort eine ehemalige Zigarrenfabrik, wo er ein kleines, genossenschaftlich organisiertes Unternehmen für Schnapsbrennereien gründete. Die Brennapparate wurden später kombinierbar als Waschkochherde hergestellt. Allerdings zeigten sich auch in Büron bald ähnliche Probleme wie damals in der Ofenfabrik: Weltert besass zwar unbestrittenermassen einen grossen Erfindergeist, aber keinen Sinn für die Finanzverwaltung eines Unternehmens. Im Jahre 1922 musste die Gesellschaft kurz vor dem finanziellen Ruin aufgelöst werden. Der damals veräusserte Betrieb besteht jedoch bis heute als Waschmaschinenfabrik unter dem Namen Wyss-Mirella weiter.²⁰¹

Doch nun, nach diesem Exkurs, zurück nach Sursee. 1898 hatte die damals grösste Ofenproduktion der Schweiz bereits eine Belegschaft von 182 Personen. 1904 waren



Medaillen, Diplome und Ehrenmeldungen:
 Weinfelden 1873. Luzern 1881 und 1893. Nizza 1884. Besançon 1887. Zürich 1883.
 Murten 1900. Lyon 1901.
GOLDENE MEDAILLEN:
 Landesausstellung Genf 1896. Waadtländer kantonale Ausstellung Vevey 1901.

Grösste Ofenfabrik der Schweiz

**Actiengesellschaft der
 Ofenfabrik Sursee**

**Eisengiesserei & Kachel fabrication
 Vernicklungsanstalt**

Specialitäten:

- Heizeinrichtungen**
- für grosse Lokale, Versammlungs- und
 Restaurationssäle,
 Kirchen, Schulsäle und Wohnzimmer.
- Schweizerischer Triumphofen
 Schweizerischer Excelsiorofen
 (beste Permanentbrenner)
- Santéöfen
 Tragöfen, Calorifères
 Regulierfüllöfen
 Glätt- und Bügelöfen
 Dampf-Wasch-Kochherde
 Waschröge, Badoöfen
 Kochherde
 mit und ohne Warmwasserversorgung
 für Hotels, Restaurants und Private
 Gaskochherde
- Gussartikel für Bauzwecke
 etc. etc.
 Käsekelleröfen, Obstdörröfen
 Leim- und Fournieröfen
- Vernickeln**
 besorgen prompt und billig

- Filialen in**
- ZÜRICH, Langstrasse 9, Ecke Badenerstrasse.
 - BERN, Hirschengraben, Ecke Wallgasse.
 - BASEL, Steinenvorstadt 21.
 - LUZERN, Pilatusstrasse 22, Hotel Victoria
 - GENÈVE, cours de Rive 12.
 - LAUSANNE, Place de la Riponne 2.

SURSEE, Kt. Luzern, den 19 Juli 1904

*Herrn Präsident Bossard
 in Gomban das Zeit! Gemeinderathes
 Sursee*

*Wir bitten um Bewilligung zum
 Bau einer Hütte für Lagerung von
 Materialien, aus Holz mit festem
 Boden, auf unserem Grundstück
 an der Centralstrasse, laut des
 folgenden Plan.*

*Wir fügan Planen des beiden
 Anstosse bei, worauf selber sagen das
 Bau keine Schwierigkeiten machen.
 Guterfahrungen*



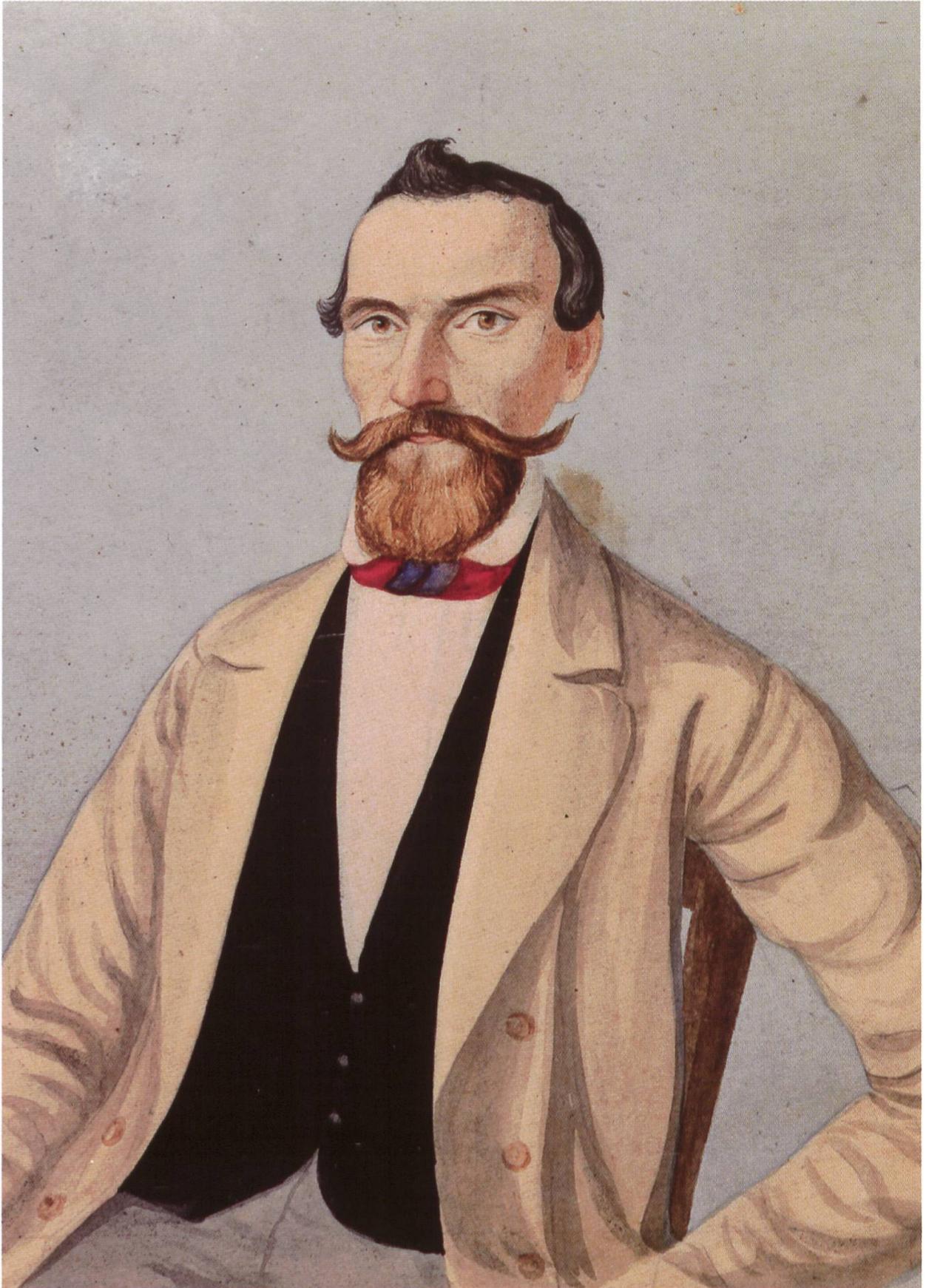
*1 Plan
 2 Anstosse*

Actiengesellschaft
 der OFENFABRIK SURSEE
 Der Director

Carl Fabel

Schreiben des „Directors“ der Ofenfabrik Sursee, Carl Fabel, an den damaligen Gemeinderatspräsidenten Bossard, in dem es um eine Baubewilligung für eine Lagerhütte geht. Das verwendete Briefpapier gibt Auskunft über die «Specialitäten» des Unternehmens sowie seine „Medaillen, Diplome und Ehrenmeldungen“.

es 257, 1907 gar schon 325 Arbeitskräfte und in den folgenden Jahren wurden zusehends weitere Mitarbeiter eingestellt. Die grösste Belegschaft hatte die Ofenfabrik 1909 erreicht, als 357 männliche Arbeitskräfte auf der Lohnliste standen.²⁰²



Der Ofenfabrikant: Franz Xaver Weltert kam am 9. März 1848 in Büron zur Welt und starb am 20. Juli 1940 in Sursee. Beide Orte haben dem genialen Tüftler, aber unglücklichen Unternehmer, wichtige industrielle Impulse zu verdanken.

In den Verwaltungsratsprotokollen fanden sich mehrmals Klagen von Direktor Fabel, dass dem Betrieb Arbeitskräfte fehlten und die Fluktuation innerhalb der Belegschaft sehr hoch sei. Einen Ausweg sah die Direktion nur in Lohnerhöhungen für qualifizierte und tüchtige Arbeiter. Ausserdem benötigte die stark angewachsene Belegschaft auch ihren Raum. Im Mai 1907 konnte das Areal mit dem Ankauf der Gebäude einer benachbarten, liquidierten Konservenfabrik vergrössert werden.

Streiks in der Ofenfabrik

Im gleichen Jahr meisterte die Geschäftsleitung eine weitere Herausforderung, jedoch von ganz anderer, bis anhin unbekannter Art. Im Januar eröffneten Mitglieder des christlich-sozialen Metallarbeitervereines Sursee, dem 135 Arbeitskräfte der Ofenfabrik angehörten, der Fabrikdirektion eine Resolution. Diese umfasste ihre Forderungen, die sie in fünf Punkten formuliert hatten, und von denen sie sich vorab die Bewältigung der fabrikinternen Konflikte versprachen. Die Petenten verlangten unter anderem eine Fabrikkommission, wo Klagen von Seiten der Arbeiterschaft deponiert werden konnten. Der Erfolg der Aktion war allerdings mässig: Der Verwaltungsrat ging nur teilweise auf die Forderungen ein und beschloss, die Vorgänge zu untersuchen und allenfalls Entlassungen auszusprechen. Von allzu strengen Massnahmen wollte er absehen, um nicht einen Streik herauszufordern.²⁰³ Bereits ein Jahr später kam es wieder zu Erhebungen, dieses Mal innerhalb der Arbeiterschaft der Zürcher Filiale. In diesem erneuten Konflikt ging es nun eindeutig um Differenzen in Lohnangelegenheiten. Die Beschäftigten verlangten eine Arbeitszeitreduktion bei einer gleichzeitigen Erhöhung des Tageslohnes um 50 Rappen. Der Verwaltungsrat beschloss daraufhin lediglich, den Tageslohnsatz um 30 Rappen anzuheben.²⁰⁴

Damit kehrte in der Belegschaft aber keine Ruhe ein. Am Nachmittag des 14. Mai 1908 traten in der Ofenfabrik selber 72 Giessereiarbeiter in den Streik. Die Streikenden forderten in einer Eingabe über ihr Gewerkschaftssekretariat in St. Gallen, dass Arbeiter, die mehr als zehn Jahre in der Fabrik tätig waren, nicht mehr im Akkord entlohnt werden sollten. Ebenso sollten die Löhne allgemein um fünf Rappen pro Stunde angehoben und bei Entlassungen ältere Arbeiter geschont werden. Damit hatten die Protestierenden in den Augen der Fabrikdirektion das Mass aber überschritten: Sie reagierte umgehend mit Entlassungen. Die Hälfte der Streikenden ging daraufhin am folgenden Tag wieder zur Arbeit, und die meisten wurden später auch wieder eingestellt. Giesser jedoch, die in ihre Gussformen Zinkstücke gelegt hatten, welche – wären sie nicht entdeckt worden – die Gussformen stark beschädigt hätten, wurden nicht mehr in die Belegschaft aufgenommen.

Im Verwaltungsrat kam die Streikangelegenheit erst am 30. Mai 1908 zur Sprache. Das Gremium beschloss lediglich eine Angleichung der Akkordlöhne in der Giesserei. Den übrigen Forderungen kam es nicht nach, weil weitere Streikhandlungen in anderen Produktionsabteilungen befürchtet wurden. Der Verwaltungsrat entschied sich zudem, eine Mitgliedschaft im Arbeitgeberverband des Vereins Schweizerischer Maschinenindustrieller zu beantragen und sich gegen Streik versichern zu lassen.²⁰⁵

Mit dem folgenden Betriebsjahr kehrte aber nicht einfach Ruhe ein. Es zeichnete sich – nach bilanzmässig erfolgreichen Jahren nach der Jahrhundertwende – bereits

eine nächste Krise ab. Dem neuen Direktor Robert Grossmann, der 1907 den aus familiären und gesundheitlichen Gründen zurückgetretene Direktor Fabel ersetzt hatte, war es nicht geglückt, an die guten Geschäftsabschlüsse der vergangenen Jahre anzuschliessen.²⁰⁶ Die Bilanz für das Rechnungsjahr 1908/09 zeigte bereits ein ungünstigeres Ergebnis.²⁰⁷ Im Verwaltungsrat wurden die «unvorteilhafte Produktion», «zu viele Investitionen» beim Umbau der alten Konservenfabrik sowie eine «kolossale Verschwendung von Arbeiterlöhnen» bemängelt. 1909 entschloss man sich daher zu einer internen Untersuchung, die von alt Direktor Fabel geleitet wurde. Die Ergebnisse führten dazu, dass Grossmann Ende 1909 das Entlassungsschreiben erhielt. Sein Nachfolger wurde im Januar 1910 Fritz Willmann, der aus Gunzwil stammte und als «Reisender» schon seit 18 Jahren in der Ofenfabrik tätig gewesen war. Diese personellen Änderungen führten dann offenbar dazu, dass das Unternehmen nach 1910 wieder zu seinem alten Erfolg zurückfand und im Jahre 1911 weiterhin über 300 Arbeitskräfte beschäftigte.²⁰⁸

Die Ofenfabrik blieb in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das wichtigste Industrieunternehmen der Landstadt und behielt seine wirtschaftliche und soziale Bedeutung bei. 1947 kam das Unternehmen an den Therma-Konzern und produzierte bis Ende der 1990er Jahre als Therma Grossküchen AG – wie es der Name sagt – Küchen- und Ofeneinrichtungen für Grossküchen. Der Betrieb mit derselben Spezialisierung gehört heute zur Firma Electrolux Professional AG.

Uhrensteinfabrik

Im November 1884 teilte der Bieler Uhrenfabrikant Edouard Heuer dem Gemeinderat mit, dass er beabsichtige, in der Surseer Grabenmühle eine Edelsteinschleiferei einzurichten: «Da durch Einführung dieser schönen Industrie in Ihrer Stadt nicht unbedeutender Verdienst gebracht würde, indem ich mit der Zeit weit über 100 Arbeiter beschäftigen könnte, komme ich Sie anmit anzufragen, was Sie thun resp: welche Subvention Sie mir zuwenden würden, wenn ich mich dorten etabliere. Da mir von verschiedenen Ortschaften, die diese Industrie gerne hätten, schon Zusicherungen gemacht sind, so brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, dass ich mich dahin wenden werde, wo ich meinen Vortheil finde.»²⁰⁹ Der Gemeinderat liess daraufhin Heuer mitteilen, dass er grundsätzlich bereit sei, Unterstützungen zu leisten. Gleichzeitig verlangte er vom Fabrikanten aber weitere Angaben zu seinen Plänen und auch bei einem «Bureau Eckel» in Basel wurden Erkundigungen eingeholt.

Dieses kleine Gutachten ergab, dass die Branche Heuer allgemein als seriös ansah. In seinem Bieler Betrieb «Horlogerie & pierres fines» wurden, so die Basler Informanten, rund 70 Arbeitskräfte beschäftigt, darunter 50 in einer Steinschleiferei und etwa 20 in der Uhrenherstellung selber.²¹⁰ Damit war Heuer – heute als Tag Heuer ein Begriff – tatsächlich ein Uhrenfabrikant, der sich nicht wie viele andere nur auf die Produktion von Einzelbestandteilen spezialisierte, sondern in seiner Fabrik auch Uhren zusammensetzen liess. Biel galt seit den 1850er Jahren zudem als ein bedeutendes Zentrum der schweizerischen Uhrenindustrie, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach der Textilindustrie die zweitwichtigste Exportbranche des Landes war.²¹¹

Die Fabrikansiedlung drohte indessen, kaum initialisiert, bereits wieder zu scheitern. Hintergrund war ein Interessenkonflikt zwischen Heuer und dem Besitzer des

Grabenmühlegebäudes, Werner Göldlin. Dieser hatte seine Ölmühle verpachtet und war dadurch an einen Vertrag gebunden. Für ihn kam deshalb Anfang Dezember 1884 nur ein Verkauf des Gebäudes und der damit verbundenen Wasserrechte in Frage. Göldlins Forderung von 48'000 Franken war Heuer jedoch entschieden zu hoch. Dieser wollte auf keinen Fall mehr als 12'000 bis 15'000 Franken investieren und zog eine Pacht dem Immobilienkauf vor.²¹² Der besorgte Gemeinderat beauftragte daraufhin seinen Präsidenten Josef Beck, mit dem Bieler Unternehmer direkt Kontakt aufzunehmen.

Anlässlich dieser Besprechung eröffnete der Uhrenfabrikant, dass er seit langem mit der Gemeinde Thun in Verhandlungen stehe. Diese habe ihm einen Bauplatz zugesichert und sei bereit, die Kosten für die zu erstellenden Fabrikgebäude zu übernehmen. Eine Betriebseröffnung in Sursee käme deshalb nur noch in Frage, wenn ihm die Gemeinde ein schlüsselfertiges Fabrikgebäude mietweise zur Verfügung stellte.²¹³

In Kenntnis dieser Konkurrenz liess sich der an einer Industrieansiedlung interessierte Gemeinderat von Edouard Heuer unter Druck setzen. Er beauftragte eine interne Kommission sowohl mit dem Besitzer der Grabenmühle als auch mit den Inhabern der Neumühle und der Walkerei zu verhandeln. Sie sollte abklären, ob jemand bereit wäre, Gebäude samt Wasserrechten zu verpachten oder zu verkaufen.

Noch Ende Jahr konnte die Behörde Heuer schriftlich Vorschläge für verschiedene realisierbare Projekte in den oben genannten Liegenschaften unterbreiten.²¹⁴ Zugleich verlangte der Gemeinderat aber im Falle einer allfälligen Kooperation vom Uhrenfabrikanten diverse Zusicherungen, was die Ernsthaftigkeit und Dauer des Vorhabens sowie die Möglichkeit einer Vergütung der gemachten Hilfeleistungen betraf.

Heuer seinerseits, nun offensichtlich von der Bereitschaft und dem Interesse der Gemeinde überzeugt, begab sich am 10. Januar 1885 nach Sursee, wo er sich mit mehreren Gemeinderatsmitgliedern traf. Bei dieser Beratung hielt er an seinen Plänen in der Grabenmühle fest, die am Unterlauf der Sure noch innerhalb der Ummauerung lag. Alle anderen Angebote schlug er aus.²¹⁵ Er beabsichtigte das bestehende Gebäude umzugestalten, durch den Einbau von vielen Fenstern dessen Lichtverhältnisse zu verbessern und auf der Rückseite im aufgeschütteten Stadtgraben neue Fabrikräumlichkeiten anzufügen. Ebenso wollte er einen privaten Surenkanal erstellen. Dadurch liesse sich mehr Wasser stauen und die Wasserkraft von ursprünglich 16 auf 24 Pferdestärken steigern, hatte er sich ausgerechnet.

Der Gemeinderat freilich wollte die Kosten für die Errichtung dieser Fabrikanlagen, die in einer Offerte auf knapp 60'000 Franken berechnet wurden, nicht übernehmen. In seiner Begründung hielt er fest, dass Heuer nicht gewillt sei, sich für längere Zeit zu verpflichten, und der Gemeinderat andererseits nicht Gelder in eine risikoreiche Anlage investieren wollte, solange die Finanzierung anderer wichtiger Bauvorhaben in der Gemeinde nicht gesichert sei. Die Behörde erklärte sich aber bereit, den Uhrenfabrikanten ab Beginn des zweiten Betriebsjahres mit einer Subvention von 10'000 Franken zu unterstützen, die über zehn Jahre verteilt werden sollte.²¹⁶ Ausserdem wollte die Gemeinde für rund 5000 Franken den Krautgarten Göldlins kaufen und diesen als Bauland zusammen mit Steinen und sonstigem Abbruchschuttmaterial der dort noch bestehenden Stadtmauer Heuer unentgeltlich zur Verfügung stellen. Bedingung war allerdings, dass sich Heuer dazu verpflichten sollte, die Niederlassung mindestens zehn Jahre lang aufrecht zu erhal-

ten. Zudem wurde die Auszahlung der Subvention – und dies war die zweite wichtige Voraussetzung – von einer Mindestanzahl von 70 Beschäftigten abhängig gemacht.²¹⁷

Edouard Heuer sowie die Surseer Stimmbürger hiessen den Vertrag schliesslich Mitte Februar 1885 gut, und so konnten die Übereinkünfte und Bestimmungen Anfang März offiziell besiegelt werden. Dem Uhrenfabrikanten gelang es zudem, die Grabenmühle sowie die dazugehörenden Wasserrechte von Göldlin zu einem Drittel des ursprünglich verlangten Kaufpreises zu erwerben.²¹⁸ Im April erhielt der Unternehmer vom Luzerner Regierungsrat die noch ausstehenden Bau- und Betriebsbewilligungen, und im Mai 1885 konnte mit dem Umbau und der Errichtung zusätzlicher Gebäude begonnen werden. Vier Monate später, am 1. September, wurden in der Uhrensteinfabrik bereits die ersten Rubine geschliffen und gebohrt.²¹⁹

Im Betrieb Heuers wurden im November 1885 insgesamt 48 Arbeitskräfte registriert, davon zwölf Frauen. Zwei Jahre später, im Mai 1888, beschäftigte der Unternehmer dann gemäss Arbeiterverzeichnis 78 Arbeitskräfte in der Fabrik und 15 zu Hause. In der Fabrikstatistik des gleichen Jahres wurden gar 87 Arbeiterinnen und Arbeiter verzeichnet, wobei es sich um eine sehr junge Belegschaft handelte und der Frauenanteil seit Betriebsbeginn stark angestiegen war. Insgesamt fanden damals mit 59 Arbeiterinnen doppelt so viele Frauen als Männer in der Fabrik ihren Verdienst. Auf Grund der hohen Anzahl an Arbeitskräften wurden im gleichen Jahr bereits erste kleine Erweiterungsbauten notwendig.

Die Unternehmensleitung nahm Edouard Heuer nicht persönlich wahr. Die Aufgabe des Betriebsleiters wurde von einem Familienmitglied des Unternehmers namens Johann Heuer übernommen.²²⁰

Wie schon im Fall Heinrich Hauser stellt sich auch bei Edouard Heuer die Frage, was den Unternehmer dazu veranlasste, ausgerechnet in Sursee, weit abseits von den Zentren der eigenen Industriebranche, eine Fabrik einzurichten. Heuer hatte anderswo ja ähnlich attraktive Angebote für eine Fabrikansiedlung – sofern dies natürlich nicht alles ein grosser Bluff eines cleveren Geschäftsmannes war.

Ein wichtiger Beweggrund für den Uhrenfabrikanten mochte zunächst gewesen sein, dass er – wie ein Vierteljahrhundert zuvor Heinrich Hauser – auf der Suche nach günstigem Arbeitskräftepotenzial war. Während der Krisen der 1870er und 1880er Jahre waren in der Uhrenindustrie die Produktionserlöse gesunken, während die Fixkosten im Steigen begriffen waren. Sursee wiederum galt Mitte der 1880er Jahre immer noch als industrielles Brachland und verfügte nicht nur über günstige Arbeitskräfte, sondern auch über ideale Verkehrsbedingungen. Ausserdem stand Heuer mit der Grabenmühle ein grosses Gebäude und eine gute Wasserkraft an attraktiver Lage zur Verfügung. Neben all diesen Vorteilen traf der Unternehmer auch auf einen äusserst interessierten Gemeinderat, der für die Ansiedlung von Fabrikindustrie zu beträchtlichen Subventionsleistungen bereit war.

Streit um Subventionen

Ob Edouard Heuer und die Gemeinde Sursee jedoch gegenseitig die richtige Wahl getroffen hatten, blieb fraglich. Nachdem es in ersten Konflikten nur um Steuerrekurse ging, in denen Heuer beträchtliche Verluste für das erste Betriebsjahr gel-

tend machte, trübte sich das Verhältnis zusehends. Als permanenter Streitgegenstand entpuppten sich die Subventionsleistungen respektive die damit verbundenen Verpflichtungen. Nachdem die Gemeinde dem Uhrenfabrikanten im Mai 1886 die erste Subventionsrate ausbezahlt hatte, verweigerte sie ein Jahr später die finanzielle Unterstützung wegen einer zu geringen Arbeiterzahl, wie sie argumentierte. Heuer akzeptierte dies jedoch nicht und weigerte sich, die Steuerschulden zu bezahlen, indem er verlangte, dass die Summe von dem ihm zustehenden Subventionsbetrag abgezogen werden solle. Als die Behörden sich dazu nicht bereit zeigten, und die Subventionszahlung weiterhin ausblieb, drohte Heuer im Dezember 1887 dann mit rechtlichen Schritten.

Der Konflikt konnte jedoch beigelegt werden, bevor es zum Prozess kam. Die Gemeinde zahlte Heuer im Mai 1888 nicht nur die reguläre Subventionsrate aus, sondern Ende Oktober auch noch die bis anhin verweigerte Unterstützungszahlung für das Jahr 1887. Der Gemeinderat hatte sich zu diesem Schritt entschlossen, nachdem nicht nur die Anzahl der Arbeitskräfte, sondern auch die Löhne im Unternehmen gestiegen waren. Im Bericht an die Gemeindeversammlung vom 26. Februar 1888 schrieben die Behörde ausserdem, dass man nicht verkennen dürfe, «[...] dass aller Anfang schwer und dass auch bei der hiesigen Bevölkerung wie anderwärts im Kanton Luzern eine eigentliche Abneigung gegen Beschäftigung in Fabriken vorherrsche, welches Hr. Heuer erschwerte sich gleich Anfangs die nöthige Zahl passender Arbeiter zu verschaffen.»²²¹ Zudem liess der Gemeinderat verlauten, dass man auf Heuer angewiesen sei und ihm ein entsprechendes Entgegenkommen schulde, wenn das Unternehmen der Landstadt erhalten bleiben soll.

Bereits ein Jahr später entbrannte der Konflikt aber von neuem. Im Mai 1889 verweigerte der Gemeinderat die Subvention, da es in der Fabrik offenbar zu ungegerechtfertigten Lohnabzügen gekommen war. Heuer wehrte sich gegen diese «Eingemischung» von Seiten des Gemeinderates, die erstens «wenig am Platze» sei und zweitens nicht mit den vertraglichen Bestimmungen, die erfüllt worden seien, in Zusammenhang stehen würden. Im Juli reichte er nach einer erfolglosen Aussprache vor dem Friedensrichter eine Zivilklage ein – mit dem Resultat, dass die Gemeinde die Subvention Ende 1889 ausbezahlen musste.²²²

Auf Grund der oben beschriebenen Konflikte erstaunt es nicht gross, dass Heuer bereits nach fünf Jahren, im Frühjahr 1890 – also noch vor Ablauf des Subventionsvertrages – nach Käufern für seine an und für sich florierende Produktionsstätte suchte. Im Juli des gleichen Jahres gelang ihm der Verkauf an Paul Emil Roeck und Auguste Philibert Loup, die bereit waren, die vertraglichen Bestimmungen zu übernehmen. Die beiden Unternehmer besaßen in Neuenburg eine Uhrensteinfabrik und beabsichtigten, in Sursee eine Filiale zu eröffnen. Der Wert der Fabrikanlagen alleine, ohne die Mobilien, betrug zu diesem Zeitpunkt 55'000 Franken.²²³

Der Betrieb wurde anfangs von Loup und Roeck gemeinsam geführt, die sich beide 1891 zeitweise in der Landstadt niederliessen. Sie beschäftigten im Mai 1891 mit 73 Personen eine genügend grosse Anzahl von Arbeitskräften, so dass ihnen die Subventionen ausbezahlt wurden.²²⁴ Dennoch wies die Geschäftstätigkeit von Loup & Roeck in Sursee offenbar nicht den erhofften Erfolg und Profit auf: Bereits Ende 1894 versuchten die beiden, den Produktionsbetrieb wieder abzustossen. Zum Verkauf kam es allerdings nicht, obschon Interessenten vorhanden gewesen wären. In den Korrespondenzakten der Stadtkanzlei fanden sich Hinweise, dass ein Unter-

nehmer aus Horgen beabsichtigte, in der Fabrik ein Elektrizitätswerk und eine Fabrikation für elektrische Apparate einzurichten. Die Gemeinde zeigte aber an der Ansiedlung eines solchen Unternehmens kein Interesse und verweigerte die gewünschte Unterstützung.²²⁵ Ein möglicher Grund für diese Absage war wohl, dass bereits 1890 in der Neumühle eine erste Turbinenanlage für die Stromversorgung eingerichtet wurde.

Andere Käufer wiederum hatten Loup und Roeck nicht gefunden. Sie begannen daher diverse Räumlichkeiten der zentral gelegenen Fabrik an Surseer Gewerbetreibende zu vermieten, unter anderem an einen Stroh- und Getreidehändler. Im Februar 1896 baten sie den Gemeinderat um die Genehmigung, den Betrieb öffentlich versteigern zu dürfen.²²⁶ Der Verkauf gelang ihnen aber auch auf diese Weise nicht.

In der Folge übernahm Loup die Fabrik alleine, nachdem Roeck auf seine Besitzanteile verzichtete, und führte sie mit einer kleineren Belegschaft von seinem neuen Wohnsitz Luzern aus weiter. Von den zeitweise über 90 Arbeitskräften waren 1895 gerade noch acht Männer und drei Frauen übrig geblieben. Auch im Jahre 1901 waren es mit 16 Beschäftigten nur wenige mehr.²²⁷ Die Grösse der Heimarbeiter-schaft war damals aber in keiner Statistik verzeichnet, so dass wir heute nicht wissen, wie gross die Belegschaft Loups tatsächlich war.²²⁸

Durch diese stark verkleinerte Produktions- und Geschäftstätigkeit waren die grosszügigen Fabrikraumlichkeiten und Transmissionsanlagen nicht mehr voll ausgeschöpft. Loup begann daher die Betriebsleiter-Wohnung sowie weitere Räume und Anbauten zu vermieten. Einzug hielt 1896 unter anderem der Surseer Schreiner Adolf Meier-Brunner. 1898 gab der Fabrikant zudem einen ehemaligen Arbeitssaal der neu konstituierten evangelischen Gemeinde als Kirchenlokal zur Miete.²²⁹

Die Uhrenstein- macht einer Möbelfabrik Platz

Als Auguste Loup 1904 in Luzern starb, erbte dessen Witwe Marie Loup-Jeanfarre die kleine Fabrik. Der Betrieb blieb vorderhand in der Familie. Nach zwei Jahren beschloss sie aber, sich von der vermutlich unrentabel gewordenen Uhrensteinfabrik zu trennen.

Neuer Eigner wurde schliesslich ein Untermieter, der Schreiner Adolf Meier. Er erwarb 1906 die Gebäude und die Wasserkraftanlagen für 26'000 Franken. Er konnte auf diese Weise seinen Betrieb, in dem er bereits sieben Männer beschäftigte, erheblich vergrössern. Da Meier zudem neu die ganze Motorenkraft der Antriebsanlagen nutzen konnte, wurde sein Schreinereibetrieb schon nach kurzer Zeit ins Fabrikverzeichnis aufgenommen. Dieser Schritt wiederum motivierte ihn vermutlich zu einem weiteren Ausbau seines kleinen Unternehmens: Er entschloss sich jedenfalls noch im gleichen Jahr zu einer weiteren Investition, indem er neben den bestehenden Gebäuden ein Einfamilienhaus mit Schaufenstern und weiteren Magazinräumen baute.²³⁰ So entstand in der ehemaligen Uhrensteinfabrik in den 1910er und 1920er Jahren allmählich die kleine Möbelfabrik «Meier Sursee Möbel».

Konservenfabrik

Im April 1887 konstituierte sich in Sursee ein «Initiativkomité für die Gewinnung der vom schweizerischen landwirtschaftlichen Verein projektierten Konserven-

fabrik». Dahinter standen vier engagierte Einwohner, die von einem Eisenhändler und dem Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule in Sursee angeführt wurden. Sie wandten sich mit folgenden Zeilen an den Gemeinderat: «In Würdigung der wohl unbestreitbaren Thatsache, dass dieses Unternehmen wie kein anderes industrielles Etablissement im Stande sein wird einerseits durch Mehrung von Arbeitsgelegenheiten und Materialverbrauch andererseits durch Verarbeitung eines Rohproduktes der einheimischen Landwirthschaft für alle Schichten der Bevölkerung seiner Umgebung Erwerbserleichterung zu schaffen u. die dadurch materiell und intellektuell zu heben, haben es die Unterzeichneten als unverantwortlich erachtet, wenn man hierorts nicht alle Schritte thun würde, um das besagte landwirthschaftlich-technische Unternehmen für unsere Gegend zu gewinnen.»²³¹ Die Behörde sagte zugleich eine Gemeindeversammlung an, die am 17. April 1887 einstimmig beschloss, dass sich die Landstadt um die Ansiedlung der Konserven-



Die beiden Briefköpfe der Möbelfabrik Meier (oben von 1908, unten von 1906) zeigen sehr schön, wie damals Marketing betrieben wurde. Während die obere Illustration einigermaßen realitätsnah das Wohn- und Geschäftsgebäude Meiers mit der ehemaligen Uhrensteinfabrik im Hintergrund zeigt, so ist auf der unteren Illustration im Hof eine schicke Kleinfabrik mit rauchendem Kamin und englischer Gartenanlage samt Pavillon zu sehen.

fabrik bewerben sollte. Der Antrag enthielt den Vorschlag, für maximal 5000 Franken eine Landparzelle in der Nähe der Eisenbahngleise zu kaufen, diese als Bauplatz kostenlos zur Verfügung zu stellen und ausserdem eine Wasserleitung zu erbauen. Gleichzeitig wurde eine Kommission konstituiert, die den Auftrag der Gemeinde ausführen sollte.²³²

Die offenbar auch von Meggen, Hochdorf und Luzern hofierte Aktiengesellschaft liess sich für ihren Entscheid viel Zeit. Sie bestellte eine Spezialkommission, die Expertisen über die verschiedenen Fabrikstandorte erstellen würde. Sursee hatte jedoch gute Ausgangschancen, weil einer dieser Gutachter, Theodor Felber, als Oberförster in der Landstadt tätig war. Dennoch verging rund ein Jahr, bis der Gemeinderat am 15. April 1888 die Zusage erhielt. In einem Schreiben erklärte sich der Verwaltungsratspräsident der «Schweizerischen Gesellschaft für Obst- und Gemüse-Verwerthung» bereit, die vorgeschlagenen vertraglichen Bestimmungen über die Subventionsleistungen anzunehmen.²³³

Im Juni 1888 stellte der Verwaltungsrat der Gesellschaft mit Sitz in Luzern ein Gesuch an den Regierungsrat, eine Bewilligung für die Gründung einer Konservenfabrik in Sursee zu erhalten. Die Anfrage betraf indes nicht nur eine Bau- und Betriebsbewilligung, sondern auch die Erlaubnis, die lokale Obst- und Gemüseernte industriell verwerten zu dürfen.²³⁴ Das Vorhaben wurde im September des gleichen Jahres gutgeheissen, ebenfalls die Bauwilligung unter diversen baulichen Auflagen. Die Grundlagen für eine Konservenfabrik in Sursee waren somit geschaffen.

Es handelte sich dabei um einen der ersten vier Betriebe in der Schweiz, die bis 1888 nach dem Vorbild der drei Jahre zuvor gegründeten Konservenfabrik in Lenzburg eröffnet wurden.²³⁵ Die Lage war für das rohstofforientierte Unternehmen in Sursee ideal: Es befand sich nicht nur an einem verkehrstechnisch gut erschlossenen Ort; mit dem von der Landwirtschaft geprägten Hinterland war zugleich eine ausreichende Versorgung mit Obst und Gemüse gesichert. Zudem beteiligte sich die Gemeinde an den Kosten.

Besonders die von ihr versprochene Wasserleitung war jedoch schwierig zu erstellen, weil in der Landstadt noch kein eigentliches Wasserversorgungssystem bestand. Letztlich fand man aber ausreichend Quellwasser, so dass auch dieses Subventionsversprechen eingehalten werden konnte.²³⁶ Des Weiteren nahm die zuständige Kommission Verhandlungen mit der «Schweizerischen Centralbahn» auf, in denen sie Spezialtarife für Bahntransporte erreichte. Interessant war daran, dass diese so genannten «direkten Tarife» für jede an der Station Sursee aufgegebenen Güterfracht gelten sollten. Somit profitierten auch die übrigen Gewerbe- und Industriebetriebe ab Mitte 1885 von niedrigeren Transportkosten.²³⁷

Noch im gleichen Jahr begannen in Sursee die Kaufverhandlungen mit den Land- und Immobilienbesitzern in der Nähe des Bahnhofs.²³⁸ Bereits Anfang Oktober 1888 konnte nach einer kurzen Bauzeit der Betrieb in einem ersten Fabrikgebäude aufgenommen werden. Arbeit schien für die anfänglich zwölf weiblichen und 24 männlichen Arbeitskräfte von Beginn an genügend vorhanden gewesen zu sein.²³⁹ Um die Ernte des laufenden Jahres verwerten zu können, stellte der Produktionsleiter des Unternehmens bereits in den ersten Betriebsmonaten ein Gesuch an den Bundesrat, die Arbeitszeit am Tag zu verlängern und zudem Nachtarbeit einführen zu dürfen.²⁴⁰ Derartige Massnahmen waren auch in späteren Jahren jeweils während der Saison notwendig. Im Dezember waren laut Arbeiterverzeichnis vom Jahr 1888 gerade noch fünf Männer und vier Frauen als Stammbeslegschaft im Betrieb tätig.²⁴¹



Herr über Dosen, Gläser und Flaschen aus Sursee: Emil Lindner (1841–1903) erwarb die Konservenfabrik 1892 und führte sie bis zu seinem Tod 1903.

Die Firma, die bald unter dem Namen «Conservenfabrik» tätig war, wurde 1890 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Mehrheit der Firmenanteile blieb jedoch in den Händen der Schweizerischen Gesellschaft für Obst- und Gemüseverwertung, die vom Regierungsrat unterstützt wurde, indem er sie von sämtlichen Steuerpflichten befreite.²⁴² Im Jahre 1891 beabsichtigte die Konservenfabrik ausserdem, auf ursprünglichem Allmendland Gemüse anzubauen, wie eine entsprechende Anfrage an die Surseer Korporationsgüterverwaltung zeigte. Obschon die Korporation auf das Begehren positiv reagierte, liess der damals neu eingestellte Fabrikdirektor, Eduard Gubler, die Pläne jedoch aus unbekanntem Gründen wieder fallen.²⁴³ Offen blieb die Frage, ob sich die grossen Investitionen in eine Konservenfabrik für die Gesellschaft tatsächlich gelohnt hatten. Die Geschäftsbilanz erschien trotz der Steuererleichterungen alles andere als rosig, so dass sich der Verwaltungsrat im März 1892 gezwungen sah, ein Verpfändungsbegehren für die Dampfmaschine sowie für andere nicht unbedingt notwendige Produktionseinrichtungen zu stellen. Als dieses Gesuch jedoch abgelehnt wurde, blieben nur noch zwei Varianten: entweder die Verpfändung der Liegenschaften oder ein verlustreicher Verkauf.²⁴⁴

Letztgenannte Variante kam schliesslich zum Zuge. Anfang August 1892 ging die Produktionsstätte für rund 85'000 Franken in den Besitz des damaligen Direktors Eduard Gubler über. Gubler wollte die Fabrik aber nicht weiterführen, sondern verkaufte den Betrieb nur einen Monat später für 80'000 Franken an den Deutschen Emil Lindner. Gubler heimste sich beim Verkauf aber keinen Verlust ein; vielmehr hatte er einige Fabrikeinrichtungen sowie mehrere Landparzellen zurückbehalten. Letztere veräusserte er später mit ansehnlichem Gewinn.²⁴⁵ Es ergibt sich daher der Verdacht, dass Gubler die Fabrik nur deshalb erwarb, weil er bei einem Wiederverkauf auf einen grösseren Erlös spekulierte.

Der aus Stuttgart stammende, gelernte Confiseur Emil Lindner übernahm die Betriebsleitung selber.²⁴⁶ Die kleine Fabrik, die nun neben Gemüse- und Obst- auch Fischkonserven herstellte, schien in den folgenden Jahren gut zu rentieren. Die Nachfrage nach vorgekochten und sterilisierten Vorräten hatte in dieser Zeit bereits stark zugenommen, nachdem sich die Lebensverhältnisse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in ländlichen Gegenden stark verändert hatten. Die häufigere Ausser-Haus-Berufstätigkeit der Frauen von Fabrikarbeiter- und Handwerkerfamilien führte dazu, dass die Nahrungsmittel schneller verfügbare und zubereitbar sein mussten. Die Konservenindustrie war ein Teil dieser rationelleren Küche. Sie ermöglichte es Haushalten, die selber keine Nahrungsvorräte verarbeiten konnten, auch ausserhalb der Erntezeit über schnell verderbliche Früchte und Gemüse in luftdicht verschlossenen, keimfreien Flaschen und Dosen zu verfügen.²⁴⁷

Da sich die Konservenproduktion vorwiegend auf die Monate Oktober bis November beschränkte, und der Lindner'sche Fabrikbetrieb in der übrigen Zeit mit dem Verkauf der eigenen Produkte nicht ausgelastet gewesen wäre, betätigte sich Emil Lindner auch als Zwischenhändler für zugekaufte, meist ausländische Produkte wie etwa von Fleischkonserven.²⁴⁸ Das Geschäft lief in der Folge ganz gut.

1903 kam es jedoch zu einem erneuten Besitzerwechsel in der Konservenfabrik: Lindner war in diesem Jahr verstorben, das Erbe an seine Kinder Emil, Wasil und Emma Lindner übergegangen. Die Konservenfabrik Lindner & Cie. wurde daraufhin von den beiden Söhnen weitergeführt.²⁴⁹

Die Firma beschäftigte im Jahr 1895 gemäss Fabrikstatistik drei, 1901 noch vier Arbeitskräfte. Die tatsächliche Anzahl der Beschäftigten dürfte aber zumindest in den Sommer- und Herbstmonaten etwas grösser gewesen sein, da die eigentliche Fabrikation in den genannten Erntemonaten stattfand und nicht im Dezember, als die statistischen Angaben erhoben wurden. Dennoch war die Geschäftsbilanz wohl nicht mehr so günstig wie in den Jahren zuvor: Die Konservenherstellung wurde um die Jahrhundertwende zusehends kapitalintensiver. Technische Neuerungen wie beispielsweise Dosenverschlussmaschinen verlangten grössere Investitionen.

Diese Mechanisierungs- und Rationalisierungsprozesse bedeuteten in der Folge für viele kleinere und mittelständische Unternehmen wie die Konservenfabrik in Sursee das Ende, da sie keinen Rückhalt in grossen Aktiengesellschaften fanden. Emil und Wasil Lindner mussten ihren klein gewordenen Betrieb aufgeben. Sie verkauften die Gebäude an die benachbarte Ofenfabrik, welche die Räumlichkeiten sogleich zur Lagerhaltung übernahm und später nach ihren Bedürfnissen umbaute.²⁵⁰ Die Stamm- und Saisonarbeitskräfte der Lindner'schen Fabrik hingegen verloren ihren Arbeitsplatz, und wohl mancher Landwirtschaftsbetrieb in Sursee und Umgebung musste in der Folge nach einem neuen Abnehmer für seine Obst- und Gemüseernte Ausschau halten.

2. Industrieförderung durch die landstädtischen Behörden

Die Chroniken der einzelnen Fabrikunternehmen zeigen bereits, dass die Surseer Gemeindebehörden durchaus aktive Wirtschaftspolitik betrieben haben. Ausser bei den Zigarrenfabriken von Herzog und Wey hatte der Gemeinderat allen Unternehmern in irgendeiner Form Unterstützung geboten. Die von der Einwohnergemeinde beschlossenen und grösstenteils auch ausgeführten Massnahmen waren

äusserst vielfältig und reichten von der Bereitstellung von Baumaterial, der Gewährung von Steuerfreiheiten bis hin zu Landkäufen und Subventionen.

Vor allem nach der konjunkturellen Baisse, die seit der globalen Handels- und Kreditkrise 1873 bis zur Mitte der 1880er Jahre als so genannte «Grosse Depression» scheinbar unüberwindbar blieb, zeigte sich der Gemeinderat stark an einer Industrieansiedlung interessiert. Er realisierte, dass die Landstadt hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gefördert werden musste, sollte sie in diesem Bereich nicht vollends den Anschluss verlieren.

Mit dieser wichtigen Einsicht stand der Gemeinderat innerhalb der Surseer Gesellschaft nicht alleine. Vielmehr konnte er sich auf eine grosse Anzahl von Bürgern sowohl liberaler wie konservativer Provenienz stützen, die jeweils in engagierten Gruppierungen grossen Einsatz zeigten. Diese Aktivitäten waren äusserst wichtig; denn das Bemühen um eine Fabrikindustrialisierung konnte nur gelingen, wenn die Stimmbevölkerung von der Notwendigkeit eines ökonomischen Wandels überzeugt war und die Massnahmen mittragen wollte.

Ziel des folgenden Abschnittes ist die Darstellung, in welcher Hinsicht und mit welchen Mitteln der Gemeinderat nach 1870 tatsächlich Wirtschaftspolitik betrieb. Dabei stellt sich vor allem auch die Frage, inwiefern die getroffenen Massnahmen, seien es Starthilfen oder langfristige Subventionen, effektiv zur Förderung der Industrie beitrugen.

Formen der Industrieförderung

«Es weht ein frischer Luftzug durch unsere Einwohnerschaft, bestehend in der Überzeugung, dass auf irgend welche Weise auf Hebung des Gemeindewesens in ökonomischer u. wirtschaftlicher Hinsicht hingearbeitet werden müsse, soll nicht die Ortschaft je länger je mehr isoliert werden und Handel, Verkehr, Erwerb etc. noch mehr zurückgehen.»²⁵¹ Dies schrieben 30 Petenten – unter ihnen zahlreiche Männer politisch einflussreicher Surseer Familien – dem Gemeinderat Anfang 1885. Sie forderten ihn auf, seine Massnahmen zur Industrieansiedlung nicht nur fortzuführen, sondern zu intensivieren. Ausserdem schlugen sie der Behörde vor, sich um den Sitz des kantonalen Obergerichtes zu bewerben, von dem sie sich wichtige Impulse erhofften, sei es aus wirtschaftlicher oder aus demographischer Sicht.²⁵²

In Sursee wehte in den 1880er Jahren in der Tat so etwas wie ein frischer Wind. Es darf als sehr wahrscheinlich gelten, dass die damalige Konjunkturbaisse die Nachteile der wirtschaftlichen Retardierung ins Bewusstsein geholt und einen Motivationschub ausgelöst hat. Die Gemeindebehörde war schon ein Jahr zuvor in die Offensive getreten und hatte erste wichtige Schritte unternommen, die der Ankerbelung der wirtschaftlichen Entwicklung dienen sollten. So ist überliefert, dass der Gemeinderat bereit war, für die Industrieansiedlung tief in die Kasse zu greifen: In diversen Schweizer Tageszeitungen hatte er im Herbst 1884 Inserate erscheinen lassen, die jedem Unternehmer, der bereit war, sich in Sursee für längere Zeit niederzulassen und in einem Fabrikbetrieb eine grössere Anzahl Arbeitsplätze anzubieten, eine Summe von maximal 10'000 Franken in Aussicht stellten.²⁵³

Dieses lukrative Angebot hatte dann tatsächlich Erfolg. Im November 1885 meldete sich bekanntlich der Bieler Uhrenfabrikant Edouard Heuer. Die Gemeinderäte zeigten sich daraufhin, wie bereits dargestellt, bemüht, den Fabrikanten nach

Sursee zu locken. Sie halfen Gödlin bei seinem Immobilienkauf, besorgten Heuer zusätzliches Bauland und stellten weitere finanzielle Unterstützung in Aussicht. Die Gemeindebehörden boten Heuer aber auch noch in einer anderen Form Schützenhilfe, die bis anhin nicht erwähnt wurde. Ende Januar 1885 meldete sich nämlich auf die vom Gemeinderat publizierten Inserate ein zweiter Uhrenfabrikant. Wilhelm Studler aus dem aargauischen Seengen bot ebenfalls an, in Sursee eine «Uhrensteinmacherei» einzurichten.²⁵⁴ Zu diesem Zeitpunkt hatte die Gemeindeversammlung jedoch bereits eine Unterstützung Heuers gutgeheissen. Mit Rücksicht auf den Bieler Uhrenfabrikanten, der keiner unnötigen Konkurrenz ausgesetzt werden sollte, erteilte der Gemeinderat Studler eine Absage, obschon die Verträge mit Heuer noch nicht unterzeichnet waren.

Es stellt sich natürlich die Frage, was den Gemeinderat zu diesem protektionistischen Schritt bewog, da sich die beiden Unternehmen – ausser bei der Auswahl qualifizierter Arbeitskräfte – wohl kaum in die Quere gekommen wären. Möglich sind zwei Motive: Einerseits wollte der Gemeinderat wohl kein zweites Mal 10'000 Franken aufwenden; andererseits sollte Heuer nicht mit einer Konkurrenz brüskiert werden, wie eine entsprechende Formulierung im Ratsprotokoll vermuten lässt.²⁵⁵ Was aber auch immer dahinter stand: Weitere Bewerbungen (und Konkurrenten) dieser Art trafen in Sursee nicht mehr ein. Jedenfalls fanden sich weder in den Ratsprotokollen noch in den Korrespondenzakten der Stadtkanzlei Hinweise, dass sich neben diesen beiden Uhrenfabrikanten weitere Unternehmer, auch aus anderen Branchen, gemeldet hätten. Die geschilderten Geschehnisse machen jedoch deutlich, wie wichtig es den Behörden war, zumindest eine weitere Fabrik nach Sursee zu locken.

Bereits zwei Jahre später schritt der Gemeinderat beim Wettbewerb um die Konservenfabrik erneut ein. Wiederum liessen sich die zuständigen Instanzen einiges einfallen, nachdem die Stimmbürger einstimmig einen Antrag gutgeheissen hatten, Geldmittel für den Kauf einer geeigneten Landparzelle beim Bahnhof und für die Erstellung einer Wasserleitung zu bewilligen. Er musste sich durch das Abstimmungsresultat sogar regelrecht dazu ermuntert fühlen, unterstrichen die Stimmbürger doch damit, dass sie die wirtschaftspolitischen Bemühungen des Gemeinderates mit Wohlwollen aufnahmen und ihm nach dem Erfolg mit der Ansiedlung der Heuer'schen Uhrensteinfabrik noch mehr zutrauten.

Ebenfalls tief in die Tasche griff die Gemeinde, als es rund zehn Jahre später darum ging, die konkursite Ofenfabrik wieder auf die Beine zu stellen, obschon letztlich ihr Beitrag nur ein kleiner Anteil am Aktienkapital darstellte. Auch in diesem Fall zeigte eine Mehrheit der Gemeinderäte und der Stimmbürger die Bereitschaft, sich für die Entwicklung der Industrie einzusetzen, Arbeitsplätze zu retten respektive zu schaffen. Die damals erfolgten Massnahmen kamen in dieser Studie bereits zur Sprache. Aus einem längeren Zitat der damaligen Argumente des Gemeinderates für eine finanzielle Beteiligung liess sich auch einiges in Bezug auf die wirtschaftspolitischen Grundsätze herauslesen. Aus den Formulierungen war beispielsweise ersichtlich, dass man erkannt hatte, dass Wirtschaftspolitik und Förderung nicht nur aus der Neuansiedlung von Betrieben bestand, sondern auch aus der Pflege bestehender Unternehmen, sei es durch die Bereitstellung und Verbesserung der Infrastrukturen oder durch eine finanzielle Unterstützung. Die Arbeitsplätze, die auf diese Weise erhalten werden konnten, erschienen zwar in keiner

Statistik spektakulär, sie waren aber für die Landstadt und deren Umgebung von grosser Bedeutung.

Daneben war in der Argumentation des Gemeinderates zur finanziellen Unterstützung der Ofenfabrik eine weitere wirtschaftspolitische Absicht erkennbar. Mit dem Aktienkauf war nämlich das Ziel verbunden, eine Art moralische Bereitschaft zu signalisieren. Letztere sollte Aussenstehende darauf hinweisen, dass die Gemeinde nicht nur neuen Fabriken Unterschlupf geben wollte und sondern auch das politische Umfeld durchaus industriefreundlich gesinnt war. Man schien Angst davor gehabt zu haben als zögerlich, abweisend und verschroben konservativ zu wirken und sich damit gesunde Entwicklungschancen zu verbauen. Es sollte Vorurteilen entgegengewirkt werden, die offenbar bereits im Entstehen begriffen waren (und bis vor kurzem ja bekanntlich selbst in wirtschaftshistorischen Untersuchungen weiter bestanden). Es gibt jedoch keine Hinweise, die sich diese angeblich charakteristischen Verhaltensweisen hinsichtlich der Fabrikindustrialisierung für Sursee bestätigen. Wirtschaftsförderung wurde in der Landstadt gemäss den vorhandenen Quellen seit 1852 auch von konservativen Parteigenossen nicht mehr als Untat angesehen.

Für die aufgeschlossene Haltung der Konservativen gibt es im Übrigen Erklärungsansätze.²⁵⁶ Zum einen erlaubte die damalige Tagespolitik auf Grund des sozioökonomischen Wandels in vielen Luzerner Gemeinden keine grossen ideologischen Abgrenzungen innerhalb des bürgerlichen Mittelstandes. Der Kanton hatte infolge der Reparationsforderungen und der wirtschaftlichen Schäden durch den Sonderbundskrieg, der Erntekrisen in den 1840er Jahren sowie der im schweizerischen Vergleich geringen industriellen Entwicklung viel aufzuholen. Die Wirtschaftspolitik, die ganzen Diskurse um die ökonomische Strukturförderung, die Verkehrerschliessung oder die «soziale Frage» waren so denn nicht Gegenstand parteipolitischer Auseinandersetzungen, sondern höchstens lokaler und regionaler Partikularinteressen. Im rein materiellen Bereich schien die Parteien wenig zu trennen, da beide ihre Wählerschaft in allen Gesellschaftsschichten verteilt sahen und zumindest hier niemanden brüskieren wollten. Anders sah es freilich im kirchenpolitischen Bereich aus oder bezüglich der von den Konservativen bekämpften Integrationsbemühungen auf Bundesebene.

Versagte allein die Wirtschaftspolitik nach der Jahrhundertwende?

Trotzdem bleiben ein paar Fragezeichen im Raum: Warum konnten diese Vorurteile gegenüber den Konservativen dennoch entstehen? Weshalb kamen nicht mehr Unternehmer nach Sursee, um Betriebe zu gründen? Und worin lagen die Ursachen, dass die neu eingeführten und unterstützten Unternehmen – mit Ausnahme der Ofenfabrik – alle nach der Jahrhundertwende wieder eingingen?

In dieser Hinsicht muss ich mich bei der Argumentation auf die hypothetische Ebene hinauswagen. Möglich wäre einerseits, dass sich die viel zitierte, ebenfalls vorurteilshafte «konservative Behäbigkeit» nach der Jahrhundertwende, in einer Zeit generell guter wirtschaftlicher Konjunktur, bemerkbar machte. Sie könnte die gewonnenen Unternehmen und Arbeitsplätze zu einer gewissen Selbstzufriedenheit geführt haben. Andererseits scheint es wahrscheinlich, dass die Wirtschaftspolitik in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts auf Grund anderer gemeinde-

politischer und sozialer Postulate etwas in den Hintergrund geriet. Die Gemeindebehörden und insbesondere die für Investitionen zu Verfügung stehenden Geldmittel waren damals stark durch den Neubau des Schulhauses St. Georg absorbiert. Die grosse Verschuldung verunmöglichte es den Behörden vermutlich auch, Steuererleichterungen anzubieten, die für die Fabrikanten ein zusätzlicher Anreiz gewesen wären, die Produktion aufrecht zu erhalten. Eine gar zu einseitige Bevorteilung hätten sich die Behörden damals aber gegenüber den Stimmbürgern ohnehin nicht leisten können. Der Steuerfuss hatte sich nämlich zwischen 1870 und 1910 kontinuierlich erhöht.

Eines scheint auf jeden Fall klar: Zwischen 1906 und 1910 trat in Sursee das grosse Unternehmenssterben ein. Die Fieberkurve der Fabrikindustrialisierung gelangte, nachdem sie Anfang der 1890er Jahren ihren Höhepunkt erreicht hatte, mit der Liquidation der Konserven- und der Uhrensteinfabrik sowie mit der Umwandlung der Seidenwinderei in eine mechanische Stickerei an einen absoluten Tiefpunkt. Eine eigentliche Wirtschaftsdepression war aber für jene Zeit nicht auszumachen. Die Seiden- und Uhrenindustrie hatte zu jenem Zeitpunkt schon weit grössere Krisen überwunden, und die Konserven- und Nahrungsmittelindustrie erlebte Anfang des 20. Jahrhunderts sogar ihre erste grosse Blüte. Gab es also noch andere Gründe, als die bereits genannten? War Sursee durch seine diversifizierte Wirtschafts- und Industriestruktur nicht gegen ein solches Fabrikensterben gefeit?

Auffällig bleibt, dass damals vor allem diejenigen Unternehmen liquidiert wurden, die nicht in einheimischem Besitz waren. Doch auch hier lässt sich nur schwer ein Erklärungsansatz festmachen. Es ist zwar durchaus wahrscheinlich, dass es Auswärtigen wie einem Henry J. Hauser oder einer Familie Loup leichter fiel, in Sursee einen Betrieb zu schliessen. Andererseits gaben auch die Gebrüder Lindner ihre Geschäftstätigkeit auf, obschon sie zum Familienunternehmen und zu ihrem langjährigen Wohnort sicherlich eine persönliche Beziehung hatten.

Es scheint also, dass die Ursachen weit komplexerer Art waren. Bei der Konservenfabrik fielen in jener Zeit beispielsweise viele kostspielige Investitionen an, die einen weiteren Betrieb erst konkurrenzfähig und lukrativ gemacht hätten. Vermutlich konnten oder wollten die Lindners die notwendigen finanziellen Mittel nicht aufwenden. Die Uhrensteinfabrik und die Seidenwinderei wiederum waren vermutlich einfach zu weit von den eigentlichen Produktionszentren der jeweiligen Branchen entfernt. Dies war zwar an und für sich nichts Neues, doch gerieten die Unternehmen damals zusehends unter Kostendruck. Um die Jahrhundertwende stiegen nämlich auch in Sursee die Lohnniveaus, so dass die billigeren Produktionskosten in einem immer kleineren Verhältnis zu den gleichzeitig anfallenden Transportaufwendungen standen.

Eine definitive Beantwortung der Frage nach den Ursachen des Fabrikensterbens ist nicht möglich; es sei denn, es würden noch konkrete Aussagen in privaten Dokumenten der betroffenen Unternehmer oder andere Erklärungen in Quellen auftauchen. Ein Ausweg wäre letztlich, die Entwicklung der Industrie und der Wirtschaftspolitik der Surseer Behörden in den Jahren nach 1910 weiterzuverfolgen und mit anderen Kleinstädten der Region, beispielsweise mit Zofingen, zu vergleichen. Dies ist jedoch eine weiterführende Fragestellung, die in einer anderen Untersuchung ausgebreitet und analysiert werden müsste.

3. Wichtige Fabrikunternehmen in Sursees Umgebung

Damit im nächsten Abschnitt die wirtschaftliche Bedeutung der Fabrikindustrie von Sursee ersichtlich und die Veränderung der Erwerbsstrukturen erkennbar wird, ist es auch noch notwendig, einen Blick auf die damaligen Beschäftigungsangebote für Surseer in Fabrikunternehmen in der näheren Umgebung zu werfen. So wie in den Surseer Fabriken selbstverständlich Arbeitskräfte aus anderen Gemeinden ihren Verdienst fanden, so wurden bestimmt auch in industriellen Betrieben im Umkreis der Landstadt Arbeitnehmer aus Sursee registriert.

Die Frage, wie gross die Pendlerbewegung in der Gegend zwischen 1870 und 1910 exakt war, kann auf Grund fehlender Quellen allerdings nicht mehr beantwortet werden. Es existieren nur von wenigen Firmen Arbeiterverzeichnisse. Dieses Defizit ist in dieser Studie zwar nicht so von Gewicht, weil ihre Fragestellung den Einflüssen der Surseer Fabrikindustrie gewidmet ist; aber es ist natürlich bedauerlich, dass deswegen kein detailliertes Gesamtbild der Bedeutung der auswärtigen Beschäftigung in Fabriken innerhalb den Erwerbsstrukturen von Sursee möglich wird. Um überhaupt eine Ahnung davon zu bekommen, in welchem Rahmen sich diese Pendlerbewegung zu Arbeitsplätzen in der näheren Umgebung bewegte, drängte sich eine Analyse der Manuale der Fabrikverzeichnisse auf.²⁵⁷

Diese Auswertung basiert auf zwei Grundannahmen: Die erste betrifft die räumliche Definition des Gebietes «Sursees Umgebung». Ich bin davon ausgegangen, dass die Arbeitsplätze der Pendler nicht weiter als 10 Kilometer von der Landstadt entfernt gewesen sein dürfen. Der Arbeitsweg wurde damals in der Regel zu Fuss oder mit dem Fahrrad und nur in seltenen Fällen mit der Eisenbahn zurückgelegt. Die Preise für die Zugfahrten waren im Vergleich zum Einkommen der Fabrikangestellten nämlich lange Zeit zu hoch. Erst nach der Jahrhundertwende, nachdem die reale Kaufkraft der Löhne merklich angestiegen war, kam die Bahn als Transportmittel für Pendler in Frage. Als Arbeitsorte kamen deshalb nur die unmittelbaren Nachbargemeinden, die Surentaler Ortschaften bis Triengen, die wichtigen Fabrikstandorte im Wiggertal bis Reiden sowie Buttisholz, Grosswangen oder Neuenkirch in Frage.

Zur zweiten Annahme: Ich überlegte mir, dass Unternehmen, die für Pendelwanderer attraktiv gewesen waren, eine gewisse Grösse haben mussten, da die Arbeitsstellen sonst ohnehin allesamt mit Einheimischen aus der Standortgemeinde oder den unmittelbaren Nachbardörfern besetzt werden konnten. Dadurch kamen meines Erachtens nur Fabrikbetriebe in Frage, die mehr als 30 Arbeitskräfte beschäftigten. Mit Hilfe dieser beiden Prämissen suchte ich nun in den statistischen Datensätzen nach «Fabriken in Sursees Umgebung».

In Frage kam für Surseer Pendler in den 1870er Jahren zunächst die grösste Arbeitgeberin in der Nähe, die Glasfabrik Wauwil. Die Firma konnte ihre Belegschaft bis zur Jahrhundertwende auf weit über 100 männliche Arbeitskräfte vergrössern. Im Hinblick auf die Arbeiterzahl zogen vermutlich auch die grossen Textilunternehmen im nördlichen Wiggertal Pendelarbeiterschaft an, sei es etwa die Seidenproduktion des Zofinger Unternehmers Hans Adam Senn oder die mechanische Buntweberei Hilfiker-Hüssy in Dagmersellen oder gar die Baumwollspinnerei Lang in Reiden. Diese Betriebe beschäftigten vorwiegend Frauen. Dabei möchte ich die Frage offen lassen, wie viele Bewohnerinnen Sursees

tatsächlich einen so langen Arbeitsweg in Kauf nehmen wollten, zumal sich für junge Frauen auch in anderen Erwerbssektoren der Landstadt Verdienstmöglichkeiten boten.

Für männliche Arbeitskräfte hingegen war die Ziegelfabrik in Nebikon wohl durchaus attraktiv. Dieser Betrieb verfügte jedoch erst gegen Ende des Jahrhunderts über eine grössere Belegschaft. 1898 wurden dort aber immerhin 75 Arbeiter beschäftigt. Die gleichen Aussagen gelten auch für das Brun'sche Werk in Nebikon, welches in der Metall- und Maschinenindustrie tätig war und somit – wie die Branche allgemein – vor allem Anfang 20. Jahrhunderts ihre grosse Blüte erlebte.

In den unmittelbaren Nachbargemeinden hingegen boten sich keine Verdienste in Fabriken. Auch die Surentaler Ortschaften Triengen und Büron kamen für Arbeitspendler erst für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Frage. In Triengen gab es zwar eine stark dotierte Tabak- und Bürstenindustrie, wobei die erstere vor allem die arbeitslos gewordenen einheimischen Heimarbeiter aus der Baumwollindustrie absorbiert haben dürfte. Die Bürstenfabriken andererseits konnten ihre Produktion und Belegschaft ohnehin erst nach der Jahrhundertwende in grösserem Stile ausbauen. Auch die wenigen, kleineren Unternehmen in Büron boten wohl vor allem der ortsansässigen Bevölkerung Beschäftigung.

Insgesamt gesehen, war es für die Einwohnerschaft der Landstadt aber jederzeit möglich, in einer auswärtigen Fabrik Arbeit zu finden, auch wenn längere Arbeitswege in Kauf genommen werden mussten. Dieser Umstand und die grosse Wahrscheinlichkeit, dass in den industrialisierten Gemeinden im nördlichen Wigger- und Surental selber viele Menschen nach Arbeit in den eher kleinen Fabrikbetrieben suchten, gibt indessen Anlass zur Annahme, dass die Anzahl der Arbeitspendler und Pendlerrinnen innerhalb der landstädtischen Gesellschaft klein gewesen sein dürfte. Insbesondere war deren Anteil sicherlich geringer als derjenige der auswärtigen Arbeitskräfte in Surseer Fabriken. Diese stammten, wie aus dem noch erhaltenen Arbeiterverzeichnis der Ofenfabrik ersichtlich wurde, hauptsächlich aus Gemeinden in «Sursees Umgebung», die ebenfalls nicht weiter als 10 Kilometer entfernt waren und über keine Erwerbsmöglichkeiten in lokalen Fabriken verfügten. Dazu gehörten alle Nachbargemeinden der Landstadt sowie etwa Buttisholz, Nottwil oder Eich.²⁵⁸

4. Einfluss der Fabrikindustrialisierung auf die Surseer Gesellschaft

Bis anhin standen in dieser Studie vor allem wirtschaftshistorische Aspekte im Mittelpunkt des Interesses. Die Ansiedlung von Fabriken führte jedoch, wenn man deren komplexe Struktur- und Funktionszusammenhänge im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Modernisierung betrachtet, zu weiteren, mannigfaltigen Veränderungen. Und da in dieser Untersuchung die Industrialisierungs- und nicht nur die Industriegeschichte der Landstadt Sursee interessiert, kommen im folgenden Teil auch die unmittelbaren Einflüsse des wirtschaftlichen Wandels auf andere gesellschaftliche Entwicklungsprozesse zur Sprache.

Bei diesem gesellschaftlichen Wandel, der eine demographische Umstrukturierung, eine Verschiebung in den Erwerbs-, Einkommens- und Sozialstrukturen sowie eine Umgestaltung der Siedlungsverhältnisse umfasst, stellte die Industrialisierung einen bedeutenden Faktor dar. Zu den äusseren Veränderungen, die durch die Fabrik-

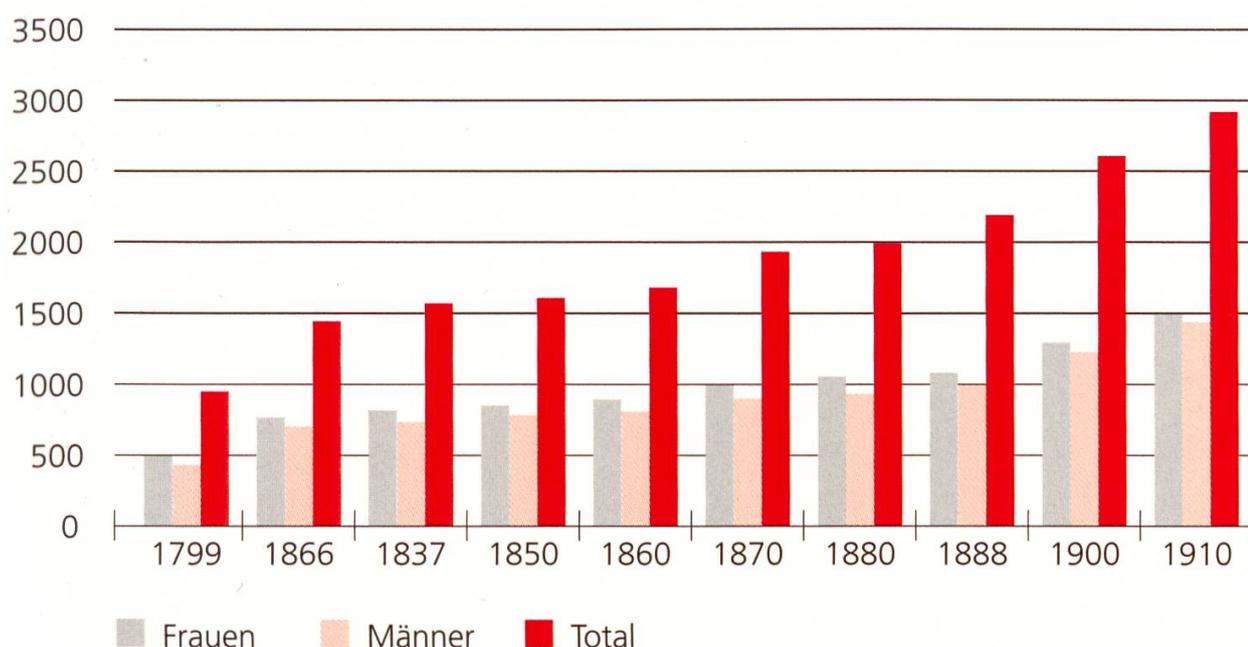
ansiedlung initialisiert oder zumindest beschleunigt wurden, gehörte auch das Bedürfnis nach neuen infrastrukturellen und institutionellen Aufgaben sowie nach zusätzlichen regionalen Funktionen der Gemeinde.

Daneben löste die Fabrikindustrialisierung zahlreiche andere, weit reichende Impulse und Einflüsse aus, welche die Individuen direkt betrafen: Gemeint sind die Umgestaltung der Arbeits- und Lebensverhältnisse sowie gewisse Mentalitätsveränderungen. Diese mehr soziologischen Phänomene des wirtschaftlichen Wandels können im Rahmen dieser Studie aber nicht in vollem Umfange bearbeitet werden. Ich beschränke mich im Folgenden wiederum gemäss dem zu Grunde liegenden Konzept auf diejenigen Bereiche, die mit der Industrialisierung in engstem Zusammenhang stehen: Das heisst auf die Arbeitsverhältnisse sowie auf die gesellschaftliche Stellung und Integration der neu entstehenden Sozialgruppen der Fabrikarbeiterschaft und der Fabrikanten.

Demographischer Wandel

Der demographische Wandel zwischen 1798 und 1910 war in dieser Studie schon einmal Gegenstand statistischer Darstellung.²⁵⁹ Führen wir ihn uns noch einmal mit untenstehender Grafik vor Augen. Erneut ist deutlich ersichtlich, wie die Einwohnerschaft der Landstadt Sursee während des ganzen 19. Jahrhunderts stetig zunahm. In grösserem Ausmasse geschah dies jedoch erst ab 1888 – zu jener Zeit, als die Bemühungen um eine Industrieansiedlung markante Erfolge aufwiesen. Die tatsächliche zeitliche Übereinstimmung zwischen der wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung soll nun aber einer abschliessenden Prüfung unterzogen werden. Dabei stellte sich freilich erneut das Problem, dass es der Rahmen der Studie nicht zuliess, die Wanderungsbilanzen sowie die natürliche Bevölkerungsbewegung anhand der Tauf-, Ehe- und Sterberegister über eine Periode von 40 Jahren zwischen 1870 und 1910 auszuwerten. Im Falle der Wanderungsbilanzen

Grafik 2: Bevölkerungswachstum 1799 bis 1910



wäre eine annähernd genaue Rekonstruktion ohnehin ein schwieriges Unterfangen, da ausser den Heimatscheinregistern keine weiteren Quellen mehr vorhanden sind.²⁶⁰ Eine Erfassung des natürlichen Bevölkerungswachstums hingegen wäre mit einem entsprechenden Zeitaufwand machbar und für eine ausführliche, quantitative Analyse der Wachstumsursachen auch notwendig, weil die Datensätze der damaligen Statistiker nur Angaben zur Kantonshauptstadt und zu den fünf Ämtern, nicht jedoch zu den einzelnen Gemeinden veröffentlichten.²⁶¹

Trotz Vorbehalten blieb also erneut nur der Rückgriff auf die Volkszählungen. Aus ihnen liess sich die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung, das heisst die Veränderungen in den Heimats-, Konfessions- und Sprachverhältnissen im Untersuchungszeitraum, zumindest ansatzweise herausfiltrieren.²⁶²

Es soll nun im Folgenden aber nicht darum gehen, in irgendwelchen Daten krampfhaft nach wirtschaftlichen und demographischen Wirkungszusammenhängen zu suchen und entsprechend zu interpretieren. Dies wäre unwissenschaftlich und gefährlich. Im Sinne einer optimalen Transparenz sind daher in einer Tabelle im Anhang sämtliche zur Verfügung stehenden Daten zusammengefasst.²⁶³ Diese sollen im Anschluss kommentiert und mit der Entwicklung der Fabrikindustrialisierung verglichen werden – ohne jedoch in fraglichen Hypothesen monokausale Zusammenhänge zementieren zu wollen. Schliesslich konnte gerade ja das generative Verhalten, das einen derart komplexen Faktor in der Bevölkerungsentwicklung darstellt, auf Grund der fehlenden Daten nicht berücksichtigt werden.

Junge Arbeitskräfte lassen Bevölkerung wachsen

In den Datensätzen der Volkszählungen zwischen 1870 und 1910 lässt sich zunächst eine starke Bevölkerungskonzentration erkennen. Insgesamt hatte die Einwohnerschaft in diesem Zeitraum um weit mehr als die Hälfte zugenommen. Bis in die 1880er Jahre blieb das Bevölkerungswachstum allerdings relativ bescheiden. Markante Wachstumsphasen liessen sich erst in den beiden letzten Jahrzehnten beobachten: Allein zwischen 1888 und 1900 hatte die Bevölkerung um fast doppelt soviel zugenommen wie zwischen 1870 und 1888. Interessant ist auch der Wandel des quantitativen Geschlechterverhältnisses. Während in den statistischen Daten der Jahre 1860 und 1870 ein deutlicher Frauenüberschuss zu erkennen war, glich sich dieser bis 1910 zunehmend aus.

Wenn man nun diese ersten beiden wichtigen Erkenntnisse mit der Entwicklungsgeschichte der Surseer Fabriken vergleicht, drängen sich Parallelen natürlich auf. Erstens zeichnete sich tatsächlich in denjenigen Jahren ein grosses Bevölkerungswachstum ab, in denen sich das Arbeitsangebot in den Fabriken erstmals merklich vergrösserte. Speziell die expandierende Ofenfabrik bot zahlreiche neue Beschäftigungsmöglichkeiten für männliche Arbeitskräfte in der Landstadt. Aber auch in den übrigen Fabriken stand eine grosse Anzahl an Arbeitsstellen zur Verfügung, wobei dort mehrheitlich Frauen angestellt wurden. Nach der Jahrhundertwende hingegen verringerten sich mit dem Abbau der Belegschaften in der Seidenwinderei, in der Konserven- und der Uhrensteinfabrik die Erwerbsmöglichkeiten für Frauen zusehends, während der Anteil der Männer an der Fabrikarbeiterschaft gleichzeitig stark zunahm. Diese Entwicklung widerspiegelt sich als wichtiger Faktor im Ausgleichsprozess hinsichtlich des quantitativen Geschlechterverhältnisses.

Weibliche wie männliche Anwärter für die Arbeitsplätze in den Fabriken waren genügend vorhanden. Das ohnehin grosse Arbeitskräftepotenzial in der Luzerner Landschaft hatte wegen der grossen Agrarkrise zusätzliche Reserven erhalten. Ein erneuter Blick auf die Volkszählungsangaben lässt indessen die Frage aufkommen, ob in den Unternehmen, insbesondere in der Ofenfabrik, wirklich vor allem einheimische Arbeitskräfte angestellt wurden. Anhand der Veränderungen der Heimats-, Konfessions- und Sprachverhältnisse liegt vielmehr die Vermutung nahe, dass viele der Arbeitskräfte von auswärts kamen. Diese Entwicklung zeigt sich im Vergleich zum Ausgangsjahr 1870 sogar deutlich. Nachdem damals noch die meisten Zugewanderten aus der näheren Region oder aus dem Kanton, jedoch nur sehr wenige aus anderen Gebieten der Schweiz und dem Ausland stammten, änderte sich dies in den folgenden Jahrzehnten. Zum einen nahmen die Ausländerzahlen um exakt das Vierfache zu – eine Entwicklung, die sich im Übrigen auch an den Sprachverhältnissen darstellen lässt, indem die Anteile der Italienisch- und Französischsprachigen in den 1890er Jahren stark anstiegen. Aus den Angaben zu den Heimatorten der ortsanwesenden Bevölkerung zeigte sich zudem, dass die Verhältnisse zwischen Orts- und Schweizerbürgern zusehends auseinanderscherten. Während sich die Ortsbürgerschaft im Untersuchungszeitraum um etwa ein Viertel verringerte, nahmen sowohl die Zuwanderungen aus dem Kanton als auch aus anderen Gebieten der Schweiz stark zu. Speziell zwischen 1888 und 1900 zogen mehr als doppelt so viele Schweizerinnen und Schweizer nach Sursee, die ausserhalb des Kantons Luzern beheimatet waren.

Diese Beobachtungen legen erneut einen engen Zusammenhang zur wirtschaftlichen Entwicklung nahe, ohne dabei unbegründete Hypothesen stützen zu wollen. Es scheint offensichtlich, dass die Zuwanderungen von auswärts deshalb stark zunahmen, weil die kleine Landstadt wegen des industriellen Aufschwunges an Attraktivität für Arbeitssuchende auch aus weiter entfernten Gebieten der Schweiz und dem Ausland gewonnen hatte. Vor allem die Ofenfabrik hatte eine grosse Nachfrage nach jungen, qualifizierten Arbeitern, die mit dem vorhandenen Arbeitskräftepotenzial der Landstadt und ihrer Umgebung auf Grund fehlender Berufs- und Branchenkenntnisse nicht befriedigt werden konnte.

Diese Annahme bestätigte im Übrigen die Teilauswertung des Surseer Heimatscheinregisters der Jahre 1873 bis 1894.²⁶⁴ Während in den ersten Jahren bis 1887 in der Regel zwischen zehn und 30 Heimatscheine pro Jahr hinterlegt wurden, stieg die Anzahl der Eintragungen zwischen 1888 und 1894 auf weit über 200 Eingänge an. Gleichzeitig nahmen die Anteile der allein stehenden Männer unter den Zugewanderten und die Einträge «bei Weltert & Cie.» in der Rubrik «Bemerkungen» markant zu. Ebenso liess sich eine Häufung der ausländischen Heimatsorte beobachten, insbesondere die Anzahl derjenigen, die im Deutschen Reich, in Elsass-Lothringen sowie in Italien lagen. Die Tatsache, dass qualifizierte ausländische Gastarbeiter begehrte Arbeitskräfte waren, ist im Übrigen auch für andere Luzerner Betriebe der Metall- und Maschinenindustrie in der Zeit nach der Eröffnung der Gotthardlinie Basel–Milano nachweisbar.²⁶⁵

Anhand des Zahlenmaterials aus den Volkszählungen lässt sich in Bezug auf die Migrationsverhältnisse abschliessend eine weitere auffällige Beobachtung machen: Die Mehrheit der Einwohnerschaft stammte vorwiegend aus katholischen Gebieten. Der Anteil der Protestanten hatte sich bis 1910 nur gerade von zwei auf sechs

Prozent vergrössert. Somit waren nach wie vor rund 90 Prozent der ortsanwesenden Bevölkerung katholischen Glaubens, da sich neben einer jüdischen Familie keine Anhänger anderer Religionen niedergelassen hatten.

Bis anhin kamen nur demographische Veränderungen zur Sprache, die in einem engen Zusammenhang mit der Verbesserung der Wanderungsbilanz standen. Letztere ist aber nur eine Seite des Bevölkerungswachstums. So hatte sich die Bevölkerungskonzentration verstärkt, indem die Fabrikindustrie nicht nur eine grosse Anzahl an neuen Erwerbstätigen anzog, sondern mit ihnen natürlich ebenso zahlreiche Familienangehörige. Dazu kam, dass ein grosser Teil der zugezogenen Frauen und Männer mit der Zeit viele neue Familien gründete. Die Bevölkerung wuchs daher auch auf diese Art. Das genaue Ausmass der natürlichen Bevölkerungszunahme lässt sich aus bereits genannten Gründen jedoch nicht genau quantifizieren und konnte im Verhältnis zu den Zuwanderungen nicht gewichtet werden. Auf Grund der Veränderungen in den Heimats-, Sprach- und Konfessionsverhältnissen scheint aber klar, dass das natürliche Wachstum mit der Entwicklung industrieller Kapazitäten und den übrigen Beschäftigungsmöglichkeiten in der Landstadt noch nicht Schritt halten konnte. Vielmehr stand hinter der demographischen Entwicklung vorab eine positive Wanderungsbilanz.

Veränderung der Erwerbsstrukturen

Die Neuansiedlungen von Fabrikunternehmen führten in den vier Jahrzehnten zwischen 1870 und 1910 selbstverständlich zu erheblichen Verschiebungen in den Sektoralstrukturen. Vor allem in der zweiten Hälfte der 1880er Jahre gab es mit der Uhrenstein- und der Konservenfabrik sowie der stark expandierenden Ofenfabrik drei Arbeitgeber, die das Angebot an Beschäftigungsmöglichkeiten im industriellen Sektor erheblich vergrösserten. Während in diesen Betrieben im Jahre 1882 gemäss der schweizerischen Fabrikstatistik 93 Stellen angeboten wurden, waren es 1888 bereits 189, im Jahre 1895 gar 230 und 1910 noch einmal gut 100 Arbeitsplätze mehr, wobei die grosse Zunahme vor allem mit dem Produktionsausbau in der Ofenfabrik zusammenhing.²⁶⁶

Geht man nun davon aus, dass die Mehrheit der Arbeitskräfte der Surseer Fabriken tatsächlich in der Landstadt wohnten, und vergleicht man diese Stellenangebote mit den damaligen Bevölkerungszahlen Sursees, so zeigt sich, dass der Anteil der Fabrikarbeitserschaft im Verhältnis zu den stark wachsenden Bevölkerungszahlen zwischen 1888 und 1910 in etwa konstant blieb. Gegenüber 1870 oder den ersten Jahren in den Achtzigern hatte er sich aber verdreifacht. Selbst dann also – wenn die weit realistischere Annahme gilt, dass grosse Teile der Fabrikarbeitserschaft in den umliegenden Gemeinden wohnten – waren 1910 eine stattliche Anzahl von Surseer Familien auf ein Erwerbseinkommen aus der Fabrikindustrie angewiesen.

Für einen genaueren Einblick in das Ausmass der Beschäftigung von Surseern in der Fabrikindustrie beziehungsweise in den Wandel der Erwerbsstrukturen zu erhalten, braucht es weitere statistische, diachron vergleichbare Daten. Als brauchbare Quellengrundlagen erwiesen sich einzig die eidgenössische Betriebszählung aus dem Jahre 1905 sowie die Erwerbsstatistik zur Volkszählung von 1910, die ihrerseits aber keinen Vergleich für die Jahre 1870 bis 1905 zulassen.²⁶⁷ Dies machte

schliesslich eine erneute Auswertung der Steuerverzeichnisse der Einwohnergemeinde notwendig, wobei ich mich analog zu den Volkszählungsjahren 1870, 1880, 1888, 1900 und 1910 auf fünf Analysen beschränkte.²⁶⁸ Dadurch ergaben sich Erkenntnisse über die Haupteinkommensquellen einer repräsentativen Auswahl von steuerpflichtigen, erwerbstätigen Einwohnern. Daraus liessen sich dann – wie schon bei der synchronen Darstellung der Landstadt Sursee 1870 im Teil I und mit derselben quellenkritischen Vorsicht – Angaben über die relative Veränderung der Sektoralstrukturen errechnen.

Bei dieser zweiten Auswertung wirkte es sich allerdings positiv aus, dass die Erhebungen der Steuerbehörden mit der Einführung des neuen Steuergesetzes 1892 wesentlich genauer wurden.²⁶⁹ Die Anzahl der Steuerpflichtigen nahm damals stark zu, weil neu auch Erwerbseinkommen unter 1000 Franken und somit weit mehr schlecht entlöhnte Erwerbstätige registriert wurden. Auf diese Weise waren Fabrikarbeiter, zumindest in den beiden letzten Auswertungsjahren 1900 und 1910, besser erfassbar. Eine nach wie vor grosse Dunkelziffer machte aber die grosse Schar an weiblichen und männlichen Bediensteten aus, die in Landwirtschaftsbetrieben oder in Geschäfts- und Privathaushalten gegen «Kost und Logis» tätig waren. Das heisst zum Beispiel, dass wenn ich über das Steuerverzeichnis einen Arzthaushalt erfassen konnte, weiterhin nur die Berufstätigkeit des Arztes sowie dessen Einkommen in meiner Erhebung registriert sind. Ich werde diesen Nachteil, aber auch die anderen Defizite der Methode, insbesondere was die Repräsentativität der Auswahl in den Steuerverzeichnissen und die ungenügend berücksichtigte Frauenerwerbsarbeit anbelangt, im Auge behalten.

Trotz dieser quellenkritischen Warnzeichen ist eine entsprechend vorsichtige Interpretation der Steuerverzeichnisse möglich. Als Vorteil erwies sich zudem, dass ich über eine Periode von 40 Jahren die Rohdaten stets mit meinen eigenen, unverändert bleibenden Methoden und Definitionen auswerten konnte. Dies war damals bei den zeitgenössischen Auswertungen der Statistiken wie den Fabrikstatistiken, oft nicht der Fall. Kategorien der Volkszählungen und Erwerbsstatistiken konnten sich im 19. Jahrhundert stark unterscheiden, was letztlich dazuführen konnte, dass Reihenvergleiche nicht mehr möglich waren.

Erwerbsstrukturen zwischen 1870 und 1910

Doch nun zu den wichtigsten Ergebnissen, die sich aus den Auswertungen der prozentualen Verhältnisse der Erwerbstätigkeitsbereiche der Steuerpflichtigen ergaben.²⁷⁰ Aus der nachfolgenden Tabelle ist auf den ersten Blick erkennbar, dass nach wie vor der grösste Teil der Erwerbstätigen von Einkommen aus einer Beschäftigung im Handwerk sowie in verschiedenen Gewerbe- und Handelsbetrieben lebten. Der Anteil der meist selbstständig Erwerbstätigen hatte sich in diesem Bereich nur sehr geringfügig verringert. Die relativ hohen Werte für die Jahre 1880 und 1888 müssen allerdings mit etwas Vorsicht betrachtet werden, da sich beispielsweise die rund 30 Schlosser, Schmiede und Giesser, die in der seit 1885 im Aufstieg begriffenen Ofenfabrik Verdienst fanden, im Steuerverzeichnis noch nicht unter die Rubrik Fabrik- oder Lohnarbeiter fielen und auch hinsichtlich ihrer Einkommenshöhe von den selbstständig erwerbenden Handwerkern nur sehr schwer zu unterscheiden waren. Dies wäre dann gleichsam auch ein Teil meiner Erklärung für die auffällige Leerstelle in der Tabelle für das Jahr 1888 im Industriesektor, den es zu jener Zeit ja gegeben hatte.

Tabelle 4: Auswertung der prozentualen Verhältnisse der Erwerbstätigkeitsbereiche der Steuerpflichtigen 1870 bis 1910

Jahr	Landwirtschaft	Handwerk, Gewerbe, Handel	Akademiker, höhere Angestellte & Beamte	Niedere Angestellte, Dienstboten	Fabrikarbeiter
1870	17,14 %	49,21 %	14,83 %	04,41 %	14,41 %
1880	13,43 %	56,89 %	14,84 %	14,48 %	00,36 %
1888	14,33 %	55,55 %	16,13 %	13,98 %	–
1900	11,92 %	45,26 %	11,92 %	14,36 %	16,53 %
1910	10,42 %	42,81 %	10,18 %	12,03 %	24,54 %

Die Leerstelle hatte indes noch einen anderen wichtigen Erklärungshintergrund. Über die Fabrikstatistiken liess sich leicht feststellen, dass der Anteil der Frauenlohnarbeit in den damaligen Fabrikbetrieben jeweils bei weit über 70 Prozent lag. Die weiblichen Arbeitskräfte lebten aber meistens in einem Haushalt mit einem so genannten männlichen «Vorstand», dessen Erwerbsquelle alleine in den Steuerverzeichnissen registriert wurde. Später aber, insbesondere in den Jahren 1900 und 1910, als die Ofenfabrik zur wichtigsten Arbeitgeberin in der Landstadt avancierte und die anderen Fabriken ihre meist weibliche Belegschaft bereits stark reduziert hatten, nahm der Anteil der männlichen Beschäftigten in Fabriken zu und wurde nun zu grossen Teilen über die Steuerverzeichnisse fassbar. Insofern sind die Daten aus dem Jahre 1870 sowie diejenigen von 1900 und 1910 am besten zu vergleichen, da hier der Anteil der Niedriglohnarbeit als am wenigsten mit Dunkelziffern belastet erscheint.

Einfach lässt sich auch ein Rückgang der Beschäftigung im Landwirtschaftssektor erklären. Dieser lag damals durchaus im Trend und war im Kanton Luzern durch die Agrarkrisen in den 1880er und 1890er Jahren ausgelöst worden.²⁷¹ Genauso wenig zu überraschen vermag auch der seit 1880 relativ konstante Anteil der niederen Beamten und Angestellten im Dienstleistungsbereich. Hier hatten sich, wie im Übrigen auch bei den so genannt höheren Berufen, die Kategorien wie Akademiker, Geistliche, höhere Verwaltungsangestellte und andere mehr umfassten, rela-

Tabelle 5: Frauenerwerbsarbeit in Sursee 1870 bis 1911

Jahr	Fabrikarbeiterinnen (abs.; in Prozent)	Erwerbstätige Steuerzahlerinnen (abs.; in Prozent)	Geschäftsinhaberinnen
1870:	63 (77,8)	1870: 37 (11,67)	-
1877:	81 (82,6)	1880: 19 (6,71)	1877: 10
1882:	72 (77,4)	-	1883: 19
1888:	132 (69,8)	1888: 17 (6,09)	1886: 31
			1890: 44
1895:	52 (22,6)	1900: 14 (3,79)	1894: 70
			1901: 51
1911:	13 (3,9)	1910: 24 (5,5)	1909: 42

tiv gesehen keine grossen Veränderungen ergeben. Die Anzahl der niederen Beamten und Angestellten nahm aber in absoluten Werten zu.

Der Anteil und der Wandel der weiblichen Erwerbstätigkeit lassen sich aus bereits genannten Gründen nicht mehr genau eruieren. Bis anhin konnte ich mit Sicherheit zwischen 1870 und 1910 erst einen Rückgang der Arbeitsplätze für Fabrikarbeiterinnen konstatieren, wobei diese Entwicklung in einem engen Zusammenhang mit dem Schicksal der einzelnen Surseer Industrieunternehmen stand und somit relativ einfach zu erklären ist. Interessant ist jedoch ein Blick auf die nebenan stehende Tabelle 5 zur Frauenerwerbsarbeit, die klar zeigt, dass der Anteil der erfassbaren Frauenarbeit auch in anderen Bereichen zusehends abnahm. Aus der zweiten Spalte dieser Zusammenstellung ist zudem zuversichtlich, dass der Anteil der erwerbstätigen Steuerzahlerinnen zurückging. Dies lässt sich zum einen durch eine stetige Zunahme der männlichen Bevölkerung der Landstadt erklären und zum anderen durch eine Verringerung der Beschäftigungsmöglichkeiten in den typischen Frauendomänen der Niedriglohnindustrie, in der Textil-, Uhren- und Nahrungsmittelproduktion. Viele ehemalige Arbeiterinnen der Haus- und Fabrikindustrie hatten sich offenbar in den bedeutenden Schattenbereich der Frauenarbeit zurückgezogen, sei es nun als Hausfrauen mit subsistenzwirtschaftlichen Tätigkeiten, als Mitarbeiterinnen in Familienunternehmen oder als Dienstbotinnen. Eine nähere Betrachtung verdient auch die dritte Spalte der Tabelle, die allerdings einen sehr beschränkten Bereich der Frauenerwerbsarbeit umfasst. Hier ist erkennbar, dass die Anzahl der geschäfts- und gewerbetreibenden Frauen um die Jahrhundertwende eine deutliche Abnahme erfuhr. Eine Aufspaltung in Branchen (Tabelle 6) gab hier Hinweise auf mögliche Ursachen, indem sich herausstellte, dass sich der Rückgang der Geschäftsinhaberinnen im wichtigsten Bereich «Textil- und Bekleidungshandwerk» abspielte.²⁷² Dies hing vermutlich mit dem wachsenden

Tabelle 6: Weibliche Geschäftstätigkeit von Frauen gemäss den Adressverzeichnissen 1877 bis 1909

Jahr	Anzahl Frauen	Textilhandwerk	Gast- und Lebensmittelgewerbe	Fachhandel	Freie Berufe
1877	10	6	3	1	-
1883	19	12	5	2	-
1886	31	20	3	6	2
1890	44	24	1	15	4
1894	70	38	5	22	5
1898	55	27	4	18	6
1901	51	27	2	16	6
1904	43	22	2	15	4
1907	43	22	3	15	3
1909	42	22	1	16	3

Quelle: Cf. Adressverzeichnis, Kanton. 1877-1909

Angebot an günstigeren Fabrikwaren zusammen. Möglich wäre aber auch eine allgemein schwindende Akzeptanz von öffentlicher Frauenarbeit, zumal sich nach der Jahrhundertwende auch in den anderen Bereichen weiblicher Geschäfts- und Handelstätigkeit, die nicht durch industrielle Produktionsmöglichkeiten konkurriert waren, ein leichter Rückgang abzeichnete. Konkrete Hinweise für einen derartigen mentalen Wandel innerhalb der Surseer Gesellschaft fand ich allerdings nicht. Einzig die Erwerbsstatistiken der Volkszähler liessen ähnliche Vermutungen zu.²⁷³

Der wirtschaftliche Wandel zeichnete sich jedoch insbesondere im Vergleich zwischen den prozentualen Werten der Erwerbstätigkeitsbereiche der Steuerpflichtigen für das Jahr 1870 und denjenigen für das Jahr 1910 deutlich ab. Dabei ergibt sich der Eindruck, als hätten die Quellengrundlagen – trotz all ihrer Unvollkommenheiten ein Bild zu Stande gebracht – das die Erkenntnisse aus den vorangegangenen Abschnitten zu den Entwicklungsphasen der Fabrikindustrialisierung und somit die qualitativen Aussagen zum wirtschaftlichen Wandel weitgehend bestätigt. Die Haupterwerbsquellen einer repräsentativen Auswahl von Erwerbstätigen hatten sich tatsächlich innerhalb des Sektorsystems verschoben. Die Landwirtschaft, der Handel, das Handwerk und Gewerbe wiesen leicht rückläufige Zahlen auf, während der Sektor der niedrigen Lohnarbeit infolge der Fabrikindustrialisierung stark zunahm. Welchen Einfluss dieser wirtschaftliche Wandel nun aber im Zusammenhang der Einkommens und Vermögensverhältnisse auf die sozialen Strukturen des Ortes und somit auf die landstädtische Gesellschaft als Ganzes hatte, wird im folgenden Abschnitt im Zentrum des Interesses stehen.

Soziale Umschichtung

Es scheint unbestritten, dass mit der Industrialisierung in Sursee auch zwei neue, anfänglich noch sehr kleine Sozialgruppen entstanden: Die eine umfasste die Fabrikarbeiterschaft mit ihren Familien, die andere die Unternehmer und ihre Angehörigen. Dennoch stellen sich zu dieser Entwicklung zahlreiche wichtige Fragen: Welche Bedeutung beispielsweise hatten diese neuen Sozialgruppen innerhalb der gesellschaftlichen Struktur der Landstadt? Führten sie zu einem grundlegenden Wandel des sozialen Gefüges? Und wenn ja: Welche quantitativen Verschiebungen ergaben sich innerhalb der Gesellschaftsschichten, und wie wurden letztere innerhalb dieser neuen Strukturen definiert? Welche Auf- und Abstiegsmöglichkeiten gab es?

Diese und ähnliche Fragestellungen umreissen das Spektrum des nächstfolgenden Abschnittes. In einem zweiten Schritt konzentriert sich dann die Thematik auf die beiden neuen Sozialgruppen. Die übrigen Mitglieder der landstädtischen Gesellschaft müssen wieder in den Hintergrund treten, da der beschränkte Rahmen dieser Studie keine Rundumschau erlaubt. Allerdings zeigten sich die grössten Einflüsse der Fabrikindustrialisierung natürlich am deutlichsten innerhalb der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft und Fabrikanten. Die Verbindung zur Gesamtheit der Einwohnerschaft wird indessen auch in diesem Untersuchungsteil nicht ganz abgebrochen: Im letzten Abschnitt dieses Unterkapitels dreht sich alles um die Frage nach der gesellschaftlichen Integration der Fabrikarbeiterschaft.

Einkommensstrukturen zwischen 1870 und 1910

Die folgenden Ausführungen basieren einmal mehr auf Steuerregister-Analysen.²⁷⁴ Um eine aussagekräftige Vergleichsbasis zu erhalten, entschloss ich mich auch hier, die Angaben aus den Steuerregistern für die fünf Volkszählungsjahre zwischen 1870 und 1910 jeweils getrennt nach Einkommens- und Vermögensverhältnissen auszuwerten. Im Vergleich zu vorangegangenen Analysen erscheinen mir die folgenden Resultate jedoch als weit signifikanter. So hatte sich insbesondere die zugrunde liegende Datenbasis vergrössert, da sich die Auswahl nicht mehr nur auf die erwerbstätigen Steuerpflichtigen bezog. Deswegen blieb die Anzahl der Familienangehörigen und Bediensteten im Schatten der so genannten Haushaltsvorstände zwar immer noch unbekannt; der Frauenanteil stieg jedoch erheblich. Für den Überblick in die damaligen Verhältnisse reicht die Auswertung aber auf jeden Fall aus. Speziell die Aufgliederung der Vermögensklassen, aus denen sich der Wandel der Sozialstrukturen ablesen lässt, verspricht ein ziemlich genaues Bild – ein so korrektes eben, wie die Angaben der Steuerpflichtigen über die Höhe ihres Vermögens wirklich waren.²⁷⁵ Doch diesem Problem steht man bei jeder statistischen Zusammenstellung gegenüber: Deren Aussagekraft kann jeweils nur für denjenigen ausreichend sein, der davon ausgeht, dass eine Statistik nur eine Annäherung an die gelebte Realität ist.²⁷⁶

Die Betrachtung soll nun zuerst den Einkommensverhältnissen der Steuerpflichtigen gelten. Sämtliche statistischen Angaben, die ich für den Untersuchungszeitraum zusammentragen konnte, führten zu einer enormen Datenfülle, die nur noch eine Tabelle (Tabelle 12 im Anhang) einfach visualisieren kann. Im folgenden Abschnitt beschränke ich mich daher auf die deskriptive Interpretation.²⁷⁷

Ein Blick in die ersten beiden Spalten der Tabelle zeigt sogleich zwei wichtige Ergebnisse: Erstens blieb die Gruppe mit keinem versteuerbaren Einkommen oder Verdienst von weniger als 1000 Franken trotz gestiegener Lohnniveaus immer noch sehr gross. Zweitens stieg die Anzahl der Steuerpflichtigen, die mit einem Einkommen zwischen 1000 und 3500 Franken taxiert wurden, was wie in früheren Jahren einem realen Erwerb von 150 bis 525 Franken entsprach.²⁷⁸ Gemeinsam machten die beiden Erwerbsklassen jeweils einen Anteil von annähernd zwei Dritteln der Steuerpflichtigen aus. Dabei wurde die Anzahl derjenigen, die nur sehr wenig verdienten, insgesamt kleiner, da die Löhne in den niedrigsten Einkommensklassen in der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraumes leicht anstiegen und die Steuerpflichts-Marke von 500 Franken bald einmal erreichten.²⁷⁹

Fabrik- und andere Lohnarbeiter wurden somit vorwiegend in der zweiten Spalte registriert, obschon sie – mit einem durchschnittlichen steuerbaren Einkommen von 1200 bis 2400 Franken (180 bis 360 Franken) – immer noch sehr wenig verdienten. Die Differenzen waren nach Branche und vor allem nach Angestelltenkategorie jedoch erheblich. Die Tendenz ging auch dahin, dass existenzminimale Löhne stärker anstiegen als diejenigen spezialisierter Lohnarbeiter, wobei letztere in den Steuerverzeichnissen jeweils an einer genaueren Berufs- und Tätigkeitsangabe erkennbar waren. Die Anzahl derjenigen jedoch, die über kein Einkommen verfügten, wie beispielsweise Personen, die entweder aus dem Erwerbsleben ausgestiegen waren oder in «Kost und Logis» arbeiteten oder als Landwirte keinen Verdienst nachwiesen, blieb in etwa konstant. Die finanziellen Verhältnisse der Gruppe der Dienstboten, Gesel-

len, Mägde und Knechte hatte sich allerdings insgesamt leicht verbessert, was sich darin zeigte, dass sie auf Grund leicht höherer Vermögen in den Steuerregistern nach 1870 vermehrt fassbar wurden.

Die unteren Einkommensgruppen hatten zudem einen Aderlass im Bereich der Erwerbseinkommen der Handwerker, Geschäfts- und Handelstreibenden zu beklagen. Mögliche Ursachen lagen darin, dass in diesem Wirtschaftssektor viele Beschäftigungsmöglichkeiten und Existenzen verloren gingen und dass die Einkommen derjenigen, welche die Strukturwandlungen überstanden, eher grösser ausfielen. Das galt insbesondere für die so genannten Lebensmittelhandwerker. Die Anzahl der Metzgermeister beispielsweise nahm ab, wobei sich aber ihr steuerbares Einkommen, das im Jahre 1870 im Durchschnitt rund 3500 Franken betragen hatte, in den folgenden 40 Jahren nahezu verdoppelte. (Und so viel konnte der reale Preis- und Lohnanstieg ja nie ausmachen.) Eine Einkommenssteigerung verbuchten auch andere Gewerbe- und Handelsgeschäfte des täglichen Konsums, was wohl damit zusammenhing, dass mit der Industrialisierung die Anzahl der Haushalte, die keine eigene Subsistenzwirtschaft mehr betreiben konnten, in der Landstadt stark zunahm.²⁸⁰

Für andere Handwerks- und Gewerbetreibende hingegen sah die wirtschaftliche Situation weit schlechter aus. Betroffen waren vor allem Kleinexistenzen, die das vermehrte Angebot industriell gefertigter Waren verspürten. Paradebeispiele für diese Entwicklung sind die Schuhmacher: Gab es 1870 in Sursee noch 13 Schuhmachergeschäfte, waren es 1880 und 1888 bei gleich bleibenden Einkommen noch knapp die Hälfte. Nach der Jahrhundertwende nahmen die Einkommen der Schuhmacher, die 1910 noch zu viert waren, merklich ab, obschon sie in ihren Handlungen nun auch industriell hergestellte Lederwaren verkauften. Eine ähnliche Entwicklung erfuhr das Textil- und Schneiderhandwerk, das ebenfalls unter der Konkurrenz industriell angefertigter, preisgünstiger Angebote litt.

Anhand meiner Erhebungen liesse sich noch manches solche Beispiel von Einzelschicksalen herausarbeiten. Andererseits muss hier festgehalten werden, dass sich die meisten Handwerker und Händler auf die mittleren Erwerbsklassen verteilten. Deren Ausmasse erfuhren generell keine grösseren Veränderungen. Allerdings liess sich im oberen Teil dieser Erwerbsklassen wegen der allgemeinen Lohn- und Preisentwicklung innerhalb des Untersuchungszeitraums eine leicht steigende Tendenz der Einkommen erkennen. Diese Entwicklung wurde speziell auch vom starken Wachstum der Erwerbskreise der Angestellten und Beamten im Dienstleistungsbereich geprägt, deren Einkommen zunahmen, sei es etwa bei der Post, bei der Bahn, der Bank, der Polizei oder der Gemeinde. Pointierter liesse sich sagen, dass wer 1870 bereits gut verdiente, in den folgenden Jahrzehnten ebenfalls in den Genuss eines höheren Einkommens kam.

Besonders gut ersichtlich war dies auch an den Einkommensklassen mit einem steuerbaren Erwerb zwischen 10'000 bis 20'000 Franken (real: 1500 bis 3000 Franken), in denen sich in der Periode von 1870 bis 1910 absolut gesehen sogar eine Vervierfachung der Steuerpflichtigen ergab. Steuerbare Einkommen von mehr als 20'000 Franken wurden jedoch erst seit 1888 häufiger. Mit dem Inkrafttreten eines neuen kantonalen Steuergesetzes 1892 mussten diese Topverdiener mit mehr als 30'000 Franken (4500 Franken) progressive Steuerbeträge aufwenden. Zu

diesen Erwerbsklassen gehörten ähnliche Berufskategorien, wie sie sich schon für das Jahr 1870 erkennen liessen: Über ein wachsendes Spitzeneinkommen verfügten vor allem Akademiker, insbesondere die Mediziner und Juristen. Dicht auf ihren Fersen folgten Mitglieder des höheren Militärkaders, hohe Beamte oder Angestellte sowie erfolgreiche Geschäftsleute und zu guter Letzt auch die Fabrikunternehmer.

Zusammenfassend lässt sich demnach sagen, dass es zwischen 1870 und 1910 vor allem Veränderungen an den Spitzen der Einkommensleiter gab. Mehr Erwerbstätige kamen in den Genuss grösserer Einkommen, und wer schlecht verdiente, tat dies zwar immer noch, aber auf etwas höherem Niveau. Die Fabrikindustrialisierung hat wegen ihrer Branchendiversifizierung und ihrem gegen die Jahrhundertwende zunehmenden Schwergewicht in der Metallindustrie, welche ihren meist qualifizierten Arbeitskräften vergleichsweise hohe Löhne auszahlte, den Surseern keine schlechteren Einkommensverhältnisse eingebracht.

Vermögensstrukturen zwischen 1870 und 1910

Die neuen Sozialstrukturen, das heisst die Veränderungen in den Vermögensverhältnissen müssen indessen ebenfalls in die Betrachtung miteinbezogen werden. Der folgende Kommentar lässt sich wiederum am besten an den quantitativen Ergebnissen meiner Auswertungen verfolgen.²⁸¹

Die Resultate dieser Teilanalyse fielen überraschend deutlich aus. Die neuen Gesellschaftsgruppen schienen innerhalb des sozialen Gefüges tatsächlich ihre Spuren hinterlassen zu haben. Dies zeigt sich bereits an der ersten Tabellenspalte ganz deutlich: Danach ist die Anzahl der Unter- und Minderbemittelten in der Landstadt angestiegen.

Diesen Eindruck hinterliessen bereits die Einkommensangaben in den Steuerverzeichnissen: Die Fabrikarbeiterschaft wurde dort in der Regel mit steuerbaren Jahreseinkommen zwischen 1200 und 1800 Franken taxiert und verfügten nur in seltenen Fällen über ein Vermögen, das höher war als die minimalen Werte von 1000 Franken für eine Einzelperson und 2000 Franken für eine Familie.²⁸² Interessant ist insofern die zweite Spalte der Tabelle: Wer nicht gänzlich unbemittelt war und einen Teil des Erwerbes in Spargeldern anlegen konnte, war vor allem nach der Jahrhundertwende meist im Besitze eines steuerpflichtigen Vermögens.

Des Weiteren lässt sich deutlich erkennen, dass entsprechend dem Wachstum in den höheren Einkommensklassen auch der Anteil der Vermögenden stark zugenommen hatte. Aus den Topverdienern war eine Oberschicht von ansehnlicher Grösse geworden, die nun nicht mehr nur auf einige wenige Angehörige traditionell reicher Familien beschränkt war. Letztere verfügten zwar nach wie vor über die höchsten Vermögen und hatten zumeist als Politiker und Grossgrundbesitzer auch die besten Voraussetzungen, dieses weiterhin zu mehren. In die Reihe der wirklich Reichen mit einem Vermögensbesitz von mehr als 100'000 Franken gesellten sich neben einer Anzahl reicher Witwen bald auch einzelne Gastwirte, Müller, Holzhändler, Ärzte, Apotheker und andere mehr. Ihnen gelang es durch Besitz, Wissen und Bildung ebenfalls an die Spitzen der Gesellschaft aufzusteigen. Diese äusserst unterschiedlichen Berufskategorien, die alle mit bestimmten Leistungsqualifikationen verbunden waren, hatten aber schon im Jahre 1870 zu den privilegierten Gruppen innerhalb der Mittel- und Oberschicht gehört und waren somit bereits

damals in der Lage, politische Ämter auszuführen.²⁸³ Die grössten Veränderungen zeigten sich daher nicht bei den Klassen der wirklich Reichen mit Vermögen über 100'000 Franken, die nur in den Jahren zwischen 1870 und 1880 zunahmen und danach relativ konstant blieben. Die meisten Bewegungen fanden vielmehr in den Klassen mit Vermögen zwischen 10'000 bis 50'000 respektive zwischen 50'000 bis 100'000 Franken statt.

Zur allgemeinen Vergrösserung der oberen Vermögensschichten führte im Weiteren auch der Ausbau des Dienstleistungssektors mit einer grossen Anzahl an höheren Beamten und Angestellten. Nicht zu vergessen sind in diesen Sparten die Steuerermögen der rund dreissig Landwirte und der ansässigen Fabrikanten, deren Gewinne sich hier ebenfalls in zum Teil beachtlichen Vermögen niederschlugen. Die meisten Veränderungen ergaben sich jedoch, wie erwähnt innerhalb der Mittelschicht, obschon sich das Ausmass der Schwankungen in engen Grenzen hielt. Dennoch waren zahlreiche Angehörige dieser Schicht – dies war beim Lesen der Steuerverzeichnisse wirklich auffällig – entweder in eine untere oder in eine höhere Gesellschaftsschicht ab- respektive aufgestiegen. Diese strukturellen Veränderungen hingen dabei stark mit den bereits dargestellten Verschiebungen in den Einkommensverhältnissen zusammen. Es liegt nun einmal in der Natur der Sache, dass in der Regel nur wer mehr verdient, auch über mehr Vermögen verfügt.

Insgesamt hatten sich die Vermögensverhältnisse innerhalb der Landstadt sicher nicht verschlechtert. Während im direkten Vergleich zwischen 1870 und 1910 die Anteile der Vermögensklassen in der Unter- sowie der Mittelschicht abgenommen hatten, wuchs die Anzahl der Steuerpflichtigen in den vermögenden Klassen der Oberschicht. Die wirtschaftliche Entwicklung und speziell auch der Ausbau des Dienstleistungssektors hatten somit innerhalb des sozialen Gefüges ihre Spuren hinterlassen. Der industrielle Aufschwung hatte jedoch zu keiner Verarmung der Bevölkerung geführt, sondern vielmehr in Sursee Impulse gesetzt, die auf ein Aufblühen und Wachstum der Landstadt deuten: Die Bevölkerung nahm zu, die nominalen und realen Erwerbseinkommen stiegen insgesamt an und die Vermögensverhältnisse verbesserten sich. Innerhalb dieser Sozialstrukturen waren nicht nur die Fabrikanten, sondern auch die Fabrikarbeiter relativ gut integriert, was insbesondere daran gelegen haben mochte, dass mit der Ofenfabrik ein Unternehmen der Metallbaubranche Erfolge verzeichnen konnte. Dort waren die Lohnverhältnisse noch erheblich besser wie beispielsweise in der Uhren- oder in der Textilindustrie, wo überdies viel Frauenerwerbsarbeit geleistet wurde.

Neue Sozialgruppen

Die neuen Sozialgruppen der Fabrikarbeiter- und Unternehmerschaft nahmen schon alleine auf Grund ihrer ungleichen Grösse innerhalb der sozialen Strukturen eine unterschiedliche Bedeutung ein. Die kleine Gruppe der am Ort ansässigen Fabrikanten gliederte sich wegen ihrer finanziellen Stellung in den besseren Einkommens- und Vermögensklassen relativ unauffällig in die Oberschicht ein. Auch andere wohlhabende Inhaber gut rentierender Geschäfte und Betriebe hatten dort Zutritt gefunden. Die andere, zahlenmässig allmählich gewichtigere Gruppe der Fabrikarbeiterschaft hingegen führte seit den 1890er Jahren zu weit grösseren Veränderungen innerhalb des sozialen Gefüges. Den Fabrikangestellten war es, nach-

dem sie wie die Fabrikanten anfänglich eine Randgruppe dargestellt hatten, gemeinsam mit anderen Mitgliedern der niederen Lohnarbeiterschaft gelungen, in eine leicht höhere Klasse aufzusteigen. Meist mehrere Familienangehörige zusammen trugen nun steuerbare Einkommen zwischen 1000 und 3500 Franken zusammen.

Dies wirkte sich auf die Vermögensverhältnisse und somit wiederum auf die Sozialstrukturen aus, indem sich Verschiebungen innerhalb der Vermögensklassen der Unterschicht sowie von der Unterschicht zu den unteren Klassen der Mittelschicht ergaben. Dieser positive Effekt der Fabrikindustrialisierung auf das soziale Gefüge relativiert sich aber insofern, als die Anteile der niederen Einkommensklassen immer noch sehr gross blieben. Ausserdem darf nicht in Vergessenheit geraten, dass auch Veränderungen in anderen Erwerbssektoren zu einem Wandel der Sozialstrukturen führten und somit ebenfalls gewichtige Auf- und Abstiegsmöglichkeiten innerhalb der Gesellschaftsschichten auslösten. So gab es wohl letztlich infolge des wirtschaftlichen Wandels sowohl eine Gewinner- als auch eine Verliererseite, die sich beide aus allen Klassen des Sozialgefüges rekrutierten.

Fabrikalltag

Mit der Einführung des Fabriksystems veränderten sich die Arbeits- und Lebensverhältnisse zahlreicher Mitglieder der landstädtischen Gesellschaft. Die komplexen Folgen des produktionstechnischen Umbruchs können heute allerdings nicht mehr in all ihren Aspekten erfasst werden; dafür waren die individuellen Lebensumstände und Beziehungen unter den Einwohnern von Sursee viel zu verschieden. Die überlieferten Quellen beinhalten aber einige wertvolle Hinweise zum Alltag in den Surseer Fabriken, so dass ein Einblick in die allgemeinen Grundzüge der Arbeits- und Lebensverhältnisse der beiden neu formierten Sozialgruppen der Fabrikarbeiter und der Fabrikanten – im Sinne einer Annäherung an die damalige Wirklichkeit – möglich ist.

Über die Alltagssituation der Fabrikarbeiterschaft im 19. Jahrhundert, insbesondere in früh industrialisierten Gegenden und Städten der Schweiz, ist bereits viel geforscht und geschrieben worden. Wir wissen heute von den Mühen der ersten Beschäftigten in den Fabriken, den Schrecken der Kinderarbeit, von der Abhängigkeit ganzer Dörfer von ihren Fabrikherren und entsprechend tiefen Klassengegensätzen. Derartige Phänomene frühkapitalistischer industrieller Produktion waren in Sursee jedoch nicht zu erkennen. Als sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in der Landstadt industrielle Unternehmen etablierten, gab es mit dem eidgenössischen Fabrikgesetz bereits staatliche Normen und mit dem Fabrikinspektorat eine eigentliche Aufsichtsbehörde. Somit bestand über die Arbeits- und Lohnverhältnisse eine gewisse Kontrolle.

Was aber die rein soziologischen Erscheinungen anbelangte, wie beispielsweise die Herausbildung neuer sozialer Gruppen oder schichtspezifischer Gegensätze, so fehlte auch in Sursee eine staatliche Einflussnahme. Allerdings kam der Landstadt in dieser Hinsicht der späte Zeitpunkt der Industrialisierung und die langsame Entwicklung des Arbeitsangebotes in den Fabriken zugute: Sursee verfügte ausserhalb des Industriesektors über zahlreiche, vielfältig ausgestaltete Erwerbsmöglichkeiten. Diese Eckpfeiler verhinderten, dass die lokalen Fabrikunternehmen eine dominante

Rolle spielten. Das Gesellschaftsgefüge blieb vielmehr auch ohne den Erfolg der Fabriken bis zu einem gewissen Grade wirtschaftlich und sozial tragfähig. Ebenso konnte ein grosser Teil der Fabrikbelegschaften aus der näheren Umgebung Sursees rekrutiert werden, so dass die soziale und kulturelle Entwurzelung gering blieb. Dennoch gab es im Alltag der Fabrikarbeiterschaft manche Schattenseiten. Viele Arbeiterfamilien verfügten trotz der Mitarbeit mehrerer Angehöriger über niedrige Einkommen. Sie lebten in entsprechend ärmlichen Lebensverhältnissen. Ausserdem litten sie auch in Sursee unter den teilweise sehr harten Arbeitsbedingungen und der autoritären Herrschaft der Fabrikanten. In einer speziell schwierigen Situation befanden sich überdies schlecht bezahlte Arbeiterinnen, die wegen familiärer Pflichten zusätzlichen Belastungen ausgesetzt waren.

Doch wie sah der Alltag in den einzelnen Betrieben konkret aus? Wie gestaltete sich der Tagesablauf? Wie gebärdeten sich die Fabrikanten beziehungsweise die Betriebsleiter? Antworten auf diese Fragen liefern die folgenden Abschnitte.

Die Fabrikarbeiterschaft und der Alltag in den einzelnen Betrieben

Die Surseer Industriebetriebe gehörten einer Vielfalt von Branchen an, die sich nicht nur in ihrer Entwicklung und ihren Produktionsarten, sondern auch bezüglich der Arbeitsbedingungen und Anforderungen erheblich unterschieden. Während beispielsweise die Textilfirma Hauser & Biedermann nur Frauen beschäftigte, wurden in der Ofenfabrik, mit Ausnahme von Bürokräften und Putzpersonal, lediglich männliche Arbeitskräfte eingestellt. Die übrigen vier Fabrikbetriebe beschäftigten hingegen eine gemischtgeschlechtliche Arbeiterschaft. Auch andere Anforderungen, welche die berufliche Qualifikation, das Alter oder die zeitliche Verfügbarkeit betrafen, waren sehr verschieden. Die Arbeitsverhältnisse in den einzelnen Fabriken werden in dieser Studie daher getrennt betrachtet.

Bedingt durch die unterschiedlich ergiebige Quellenlage und dem persönlichen Anspruch, langwierige Wiederholungen vermeiden zu wollen, werden in den einzelnen Abschnitten jeweils andere, spezifische Aspekte des Arbeits- und Lebensalltages in den Fabriken betont. Am Schluss des Abschnittes folgen im Sinne eines zusammenfassenden Ergebnisses dieser Einzelbetrachtungen einige allgemeine Bemerkungen. Fehlen wird einzig die Darstellung von Einzelschicksalen: Diese ist bisher nicht möglich, weil keine Quellen zur Eigenwahrnehmung der Surseer Fabrikarbeiter überliefert sind.

Seidenfabrik

Von den verschiedenen Produktionsschritten der Arbeiterinnen in Münigen war in dieser Studie bereits an anderer Stelle die Rede. Die dort vorgestellten Zweige der Seidenverarbeitung – die Winderei, Stickerei und Weberei – waren seit jeher Bereiche, wo Frauenlohnarbeit stark verbreitet war. Das lag einerseits daran, dass der Produktionskostendruck in der Textilbranche besonders hoch war und mit Frauen in der Regel die billigsten Arbeitskräfte rekrutiert werden konnten. Sie waren eher als Männer gezwungen, niedrigste Einkommen zu akzeptieren.²⁸⁴ Andererseits war bei einzelnen Arbeiten eine gewisse Vertrautheit mit textilen Geweben von Vorteil. Für die schnell erlernbare Handhabung der Wind- und Stickmaschinen sowie der Haspel brauchte es zudem auch keine Muskelkräfte.²⁸⁵

Die Recherchen über Arbeitsverhältnisse, wie sie sich in den Anfangsjahren der Seidenfabrik bis 1870 gestalteten, waren nicht überaus ergiebig. Kantonale Gesetzesbestimmungen gab es damals noch nicht, und von einem Fabrikreglement, welches die beiden Besitzer aus freien Stücken 1870 dem Luzerner Regierungsrat vorgelegt hatten, fehlt ausser zwei Begleitbriefen jede Spur. Der Umstand an sich jedoch, dass Unternehmer ihre Fabrikordnungen polizeilich genehmigen liessen, war keine Seltenheit: Die Vorschriften erhielten dadurch mehr Gewicht und bekamen einen offiziellen Charakter.

Die Arbeitsbedingungen im Betrieb waren hinsichtlich der Licht- und Raumverhältnisse für jene Zeit wohl recht gut. Dies ist insbesondere an einer Fotografie ersichtlich, die das Fabrikgebäude vor dem ersten Umbau darstellt. Auf diesem Bild aus dem Jahre 1941 ist ein unterkellertes, doppelstöckiges Steinhaus mit einem Giebeldach zu erkennen. Die grossen Fensterfronten sorgten bei Tag für gute Lichtverhältnisse, während der hohe First eine Nutzung des Dachgeschosses für eine Betriebsleiter-Wohnung erlaubte. Im Fabrikgebäude herrschten bei rund 60 Arbeiterinnen aber vermutlich dennoch enge Verhältnisse. Damals wurde indessen mit anderen Massstäben geurteilt, wie ein Brief des Surseers Amtstatthalters aus dem Jahre 1878 zeigt. Darin konnte der Regierungsrat einen wohlwollenden Beschrieb der Arbeitssäle des Fabrikgebäudes nachlesen, die als «hell, geräumig und meisterhaft reinlich» dargestellt wurden.²⁸⁶

Die baulichen Arbeitsplatzbedingungen im Textilbetrieb waren damals also als gut eingestuft worden. Die Quelle erwähnt im Weiteren, dass die Arbeitsverhältnisse ungefährlich waren. Dies bestätigen im Übrigen auch die Berichte der Fabrikinspektoren sowie die Fabrikunfallstatistiken, wo der Betrieb nirgends negativ vermerkt wurde.

Als massgebende Aspekte für das Arbeitsumfeld sind jedoch auch die Ordnungsbestimmungen anzusehen, die den Produktionsablauf regelten. Letztere sind für die Betriebsjahre nach 1878 in der «Fabrik-Ordnung der Seidenwinderei» nachzulesen.²⁸⁷ Darin wurde in erster Linie absolute Reinlichkeit in den Arbeitssälen und in den Versorgungsräumen sowie grösste Sorgfalt im Umgang mit den anvertrauten Produktionsmitteln verlangt. Die Bestimmungen, welche die Sauberkeit betrafen, waren auf Grund der Fabrikationsumstände vorgegeben: Speziell das Abhaspeln der Rohseide durch die Winderinnen verursachte wertvolle Reste, die auf sauberem Boden aufgesammelt werden konnten. Andererseits durften die auf Spulen gewundenen Seidenfäden nicht mehr mit Schmutz in Kontakt kommen.

In der Fabrikordnung wurde ausserdem absolute Pünktlichkeit und Subordination verlangt. Arbeiterinnen, die sich nicht danach verhielten, wurden mit relativ hohen Lohnabzügen von 5 bis zu 20 Rappen bestraft. Diese Bussen wanderten auf Verlangen des Regierungsrates ab 1878 in eine fabriкеigene Unterstützungskasse.²⁸⁸

Die Angestellten verrichteten zudem Akkordarbeit: Das heisst bezahlt wurde Stückarbeit nach zuvor genau bestimmten Tarifen. Ihre Einkommen waren vom Fleiss und von der Qualität der Leistungen sowie vom Alter der Arbeiterinnen abhängig. Die tiefsten Ansätze galten jeweils für die Heimarbeiterschaft. Diese besaßen hingegen den Vorteil, dass sie sich nicht an feste Zeiten und an die Bestimmungen der Fabrikordnung halten mussten. Aber auch unter den Fabrikarbeiterinnen selbst gab es beträchtliche Lohnunterschiede. Einsatz, Geschicklichkeit und ein grosser Erfahrungsschatz konnte sich auszahlen. Durch diese Akkordlohnregelung waren jedoch besonders diejenigen Frauen benachteiligt, die familiären Verpflichtungen nach-



Das Produktionsgebäude der ersten veritablen Fabrik in Sursee existiert noch. Auf dem Calida-Areal befindet sich die damalige Seidenfabrik Hauser & Co. Entstanden ist die Aufnahme 1941 vor dem ersten Umbau des Gebäudes.

gehen mussten. Ihnen war erlaubt, den Arbeitsplatz jeweils mittags und abends eine halbe Stunde früher zu verlassen.²⁸⁹

Über die Arbeitszeiten machte die Fabrikordnung nur Aussagen, was die Präsenzzeit anbelangte. Sie betrug – wie damals üblich – samstags und vor Feiertagen zehn, sonst elf Stunden.²⁹⁰ Im oben bereits erwähnten Brief des Amtstatthalters wurde auch der damalige Stundenplan erwähnt. Im Sommer begann die Arbeit morgens jeweils um sechs und dauerte bis elf Uhr. Nachmittags wurde von halb eins bis halb sieben Uhr gearbeitet. Im Winter begann die Arbeit eine Stunde später, dafür mussten die Beschäftigten abends eine Stunde länger arbeiten. Den Frauen blieben demzufolge für die Mittagszeit rund zwei Stunden, falls sie den Arbeitsplatz wie angeboten eine halbe Stunde früher verliessen. Für Familienfrauen, die den rund einen Kilometer langen Weg ins Ortszentrum und retour zurücklegen, kochen, essen und diverse andere Arbeiten verrichten mussten, eine knapp bemessene Zeit. Einige der Arbeiterinnen, die zuhause keine Verpflichtungen oder einen längeren Arbeitsweg hatten, blieben daher während der Mittagszeit in Müningen.²⁹¹

Zu den Arbeitsverhältnissen im Seidenproduktionsbetrieb sind heute keine Klagen der Angestellten überliefert. Die langen Arbeitsstunden sowie die Handhabung der Maschinen dürften jedoch, da sie in einer unbequemen Lage – halb stehend, halb sitzend – verrichtet wurden, als anstrengend empfunden worden sein.

Ebenfalls keine konkreten Angaben mehr existieren zur sozialen Zusammensetzung der Arbeiterinnen sowie zu deren Herkunft. Die Datensätze der Fabrikstatistiken gestatten jedoch einen Einblick in die Altersstruktur. Jugendliche unter 14 Jahren waren, gemäss dem Surseer Amtstatthalter, im Betrieb auch vor dem Inkrafttreten

des Fabrikgesetzes nicht beschäftigt worden, «[...] da die Haspel eine gewisse Grösse verlange.»⁹² Die Mehrheit der Belegschaft war deshalb im Untersuchungszeitraum älter als 18 Jahre; einzig die Statistik von 1882 wies, wie ich an anderer Stelle bereits ausgeführt habe, vermutlich wegen einer Betriebsumstrukturierung eine jüngere Angestelltenschaft auf. Die Zusammensetzung und die Anzahl der weiblichen Arbeitskräfte waren zudem stark von der Konjunktur und somit vom Erfolg des Unternehmens abhängig. Die Betriebsleiter konnten die Arbeiterinnen innerhalb von vier Wochen entlassen und somit die Grösse der Belegschaft dem Geschäftsverlauf anpassen. Für die beschäftigten Frauen, die auf diese Weise innerhalb kurzer Zeit ihr Erwerbseinkommen verloren, hatte dies aber sicher oft schwere Konsequenzen.

In Münigen blieb die Anzahl der Arbeitskräfte jedoch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts relativ konstant. Erst nach der Jahrhundertwende führten immer stärker werdende Krisen in der Seidenindustrie zu einem grösseren Stellenabbau, wie in einem vorangegangenen Teil zur Müniger Fabrik bereits dargestellt. Wie viele Heimarbeiterinnen ausserdem betroffen waren, ist heute nicht mehr eruierbar, zumal die Anzahl der Angestellten der Unternehmen ausserhalb der Fabrikgebäude in der Regel nicht offiziell registriert wurden. Einziger Hinweis war diesbezüglich eine Angabe aus der Fabrikstatistik von 1901, die bei Hauser & Biedermann 66 Heimarbeiterinnen verzeichnete sowie eine zweite Zahl aus der Betriebszählung von 1905, wo für die Landstadt in allen Betrieben insgesamt 41 Heimangestellte registriert wurden.²⁹³ Sie dürften demnach nach der Jahrhundertwende ebenfalls zu einem Grossteil von Kündigungen betroffen gewesen sein.

Ofenfabrik

Die Arbeitsbedingungen in der Ofenfabrik gestalteten sich im Untersuchungszeitraum weit weniger einheitlich und konstant wie im eben betrachteten Textilbetrieb. Zumindest während der ersten 15 Jahre handelte es sich nur um eine kleine Fabrik, welche zwar Erfolg versprechende Produkte herstellte, aber auf Grund stetiger finanzieller Schwierigkeiten ihres Besitzers und mehrfacher Betriebsumstrukturierungen nur langsam den Weg zu einem grossen Industrieunternehmen fand. Die folgenden Ausführungen sind daher in zwei Abschnitte unterteilt: Zuerst folgt die Darstellung der Arbeitsbedingungen in der «Schlossereiwerkstätte», wie sie sich zwischen 1872 und 1891 gestalteten. Danach gilt die Betrachtung dem Grossunternehmen, das nach der Wiederaufnahme ins Fabrikverzeichnis 1891 als grösste Arbeitgeberin der Landstadt bald über 300 Arbeiter beschäftigte.

Aus der Pionierzeit der Ofenfabrik Anfang der 1870er Jahre ist eine Fotografie überliefert, die Weltert mit seinen elf Angestellten vor der ersten Werkstätte zeigt. Jeder der Arbeiter hält ein Werkzeug in der Hand, welches seine Aufgabe in der damals noch kleinen, aber bereits arbeitsteilig organisierten Ofenfabrikation symbolisierte. An dieser Betriebsorganisation änderte sich auch in den folgenden Jahren nur wenig, als Weltert 1875 seine Ofenproduktion in die neu erbauten Gebäude in der Nähe des Bahnhofs verlegte und den rund 15 Beschäftigten geräumigere und mit den notwendigen Produktionsanlagen ausgerüstete Arbeitsplätze zur Verfügung stellte. Einzig der abseits gelegene Standort und die etwas auffällige Architektur führten dazu, dass der Betrieb vermehrt den Anschein einer kleinen Fabrik erhielt.



Die ersten elf Mitarbeiter von Ofenfabrikant Franz Xaver Weltert (im Bild oberste Reihe, erster von links) in den 1870er Jahren.

Zwei Jahre später fiel die Welter'sche Firma dann auch prompt unter das Fabrikgesetz. Doch bereits 1882 verlangte der Ofenfabrikant eine Annullierung der Eintragung auf dem Fabrikverzeichnis, da es sich gemäss dem Unternehmer bei seinem Betrieb nach wie vor nur um eine kleine «mechanische Schlosserwerkstätte» handelte.²⁹⁴

Über die Arbeitsbedingungen in den ersten Jahren der Ofenfabrik ist nicht viel überliefert. Die Verhältnisse gestalteten sich vermutlich aber ähnlich wie in anderen Schlossereien. Bei den Arbeitern handelte es sich damals noch mehrheitlich um ausgebildete Handwerker. Auf Grund ihrer physischen und ausbildungsmässigen Qualifikationen wurden sie besser entlohnt und stellten daher eine privilegiere Gruppe innerhalb der Surseer Fabrikarbeitserschaft dar. Dies liess sich zumindest anhand der Steuerverzeichnisse der Jahre 1870 und 1880 beobachten, wo diese Gruppe von Ofenfabrikarbeitern unter ihrer Berufsbezeichnung als Handwerker geführt wurde. Die Einkommen variierten jedoch auch hier, da diese ebenfalls vom Alter und von den Arbeitsleistungen abhängig waren.

Zumindest für die vier Jahre von 1878 bis 1882 waren die Lohn- und Arbeitsverhältnisse wegen der Fabrikgesetzgebung einer gewissen Kontrolle unterworfen. Weltert sträubte sich jedoch mit grossem Einsatz erfolgreich gegen diese staatliche Einflussnahme. Letztlich war es ihm erneut möglich, die Arbeitszeiten oder beispielsweise auch die Straftarife nach eigenem Bemessen anzusetzen. Dass er dabei von den geltenden gesetzlichen Bestimmungen abwich, darf als wahrscheinlich

gelten, weil er auch in späteren Jahren Mühe zeigte, die entsprechenden Normen einzuhalten, als sein Unternehmen längst wieder dem Fabrikgesetz unterstand.

Im Juli 1891 wurde die «Ofenfabrik und Eisengiesserei Weltert & Comp.» erneut ins Fabrikverzeichnis aufgenommen, nachdem nun im Betrieb mehr als 40 Arbeiter beschäftigt waren und im Herstellungsverfahren eine Dampfmaschine eingesetzt wurde.²⁹⁵ Den Arbeitskräften kam dies sicherlich zugute. Weltert musste nun dem Regierungsrat wieder eine Fabrikordnung vorlegen, die im November 1891 mit diversen Ergänzungen und Auflagen bewilligt wurde.²⁹⁶ Die darin enthaltenen Bestimmungen enthielten die üblichen Forderungen nach Pünktlichkeit, Gehorsam und Reinlichkeit sowie Angaben zu Arbeitszeiten, Kündigungsfristen, Bussen und Lohnbestimmungen. Dazu kamen spezielle Regelungen bezüglich der so genannten «Décompte»: Damals war es üblich, dass die Arbeitgeber jeweils den letzten Wochenlohn der Beschäftigten zurückhielten, um plötzliche Abgänge der Arbeiter zu verhindern. «No shows», so das moderne Synonym, waren lediglich während der 14-tägigen Probezeit akzeptiert: Jeder Arbeitnehmer musste sie durchlaufen und an deren Ende wurde der individuelle Lohntarif festgesetzt.²⁹⁷

Als Quelle ist das Reglement aber nicht nur wegen seiner Bedeutung für den Fabrikalltag wertvoll. Da es als Zeichen der Akzeptanz der Bestimmungen von sämtlichen 52 Beschäftigten mit Namens- und Berufsangabe unterschrieben wurde, besitzen wir heute vom Herbst 1891 ein erstes Mitarbeiterverzeichnis der Ofenfabrik, das interessante Rückschlüsse zulässt. So ergab eine Auswertung, dass sich die Belegschaft damals in ziemlich genau in zwei Hälften spaltete: 23 Männer und eine Frau verfügten über keine Berufslehre, die übrigen 29 Arbeiter waren hauptsächlich ausgebildete Schlosser, Giesser, Schmiede oder Spengler. Dies ist insofern interessant, weil man bis anhin immer davon ausging, dass in der Metall- und Maschinenbranche in erster Linie gut ausgebildete Berufsleute arbeiteten, und die Anforderung einer Lehre ein Charakteristikum dieses Industriezweiges war.²⁹⁸ Der Grossteil der Belegschaft der Ofenfabrik setzte sich aber in späteren Jahren offenbar aus angelernten Arbeitskräften zusammen. Diese führten nach einer kurzen Einführungszeit einfache Arbeiten aus, die sich oft wiederholten und unter weitgehender Arbeitsteilung durchgeführt wurden. Die qualifizierten Berufsleute hingegen wurden für besondere Produktionsschritte eingesetzt, die höhere Anforderungen an das technische Wissen und die Geschicklichkeit des Arbeiters verlangten.²⁹⁹ Da aber das Potenzial an qualifizierten Arbeitskräften in der Landstadt und ihrer Umgebung beschränkt war, wanderten nicht nur viele Berufsleute aus anderen Schweizer Kantonen, sondern auch aus dem Ausland nach Sursee. Im überlieferten Arbeiterverzeichnis der Ofenfabrik wurden für die Jahre nach 1903 an Ausländern vorwiegend Italiener und Elsässer registriert.³⁰⁰

Die Anzahl der Arbeitskräfte in der Ofenfabrik hatte seit 1886 enorm zugenommen. Dies machte eine stetige Erweiterung der Fabrikräumlichkeiten notwendig, obschon in vielen Werkstattsbereichen seit Anfang der 1890er Jahre auch schichtweise gearbeitet wurde. Bis ins Jahr 1908, als der Umbau der vormaligen Konservenfabrik abgeschlossen werden konnte, gab es in der Bautätigkeit des Unternehmens keinen Unterbruch.

Die Arbeitsbedingungen in der Ofenfabrik waren zumindest in der Schlosserei, der Giesserei und der Kachelbrennerei anstrengend sowie teilweise auch gefährlich und

ungesund. Unfälle gab es immer wieder, und wohl nur die wenigsten wurden angezeigt.³⁰¹ Die Gefahren waren jedoch von den Fabrikinspektoren erkannt worden, und so musste Weltert, im Sinne des Haftpflichtgesetzes aus dem Jahre 1888, «Vorschriften zur Verhütung von Unfällen» ausarbeiten. Den Arbeitern, die an gefährlichen Maschinen oder in der Nähe von Transmissionen beschäftigt waren, wurden verschiedene Gebote auferlegt. Ausserdem liess die Direktion in mehreren Abteilungen Schutzbrillen verteilen.³⁰² Dank diesen Bestimmungen konnten zumindest die schlimmsten Unfälle vermieden werden. Die übrigen Gefahren für die Gesundheit, wie die grosse Hitze in der Giesserei, der stinkende Dampf in der Vernicklerei oder die enorme Staubentwicklung, dem die Gussputzer beim Schleifen und Polieren tagtäglich ausgesetzt waren, konnten durch Schutzbrillen jedoch nicht vermindert werden. Ebenso verhielt es sich auch mit den schweren physischen Belastungen durch das Gewicht der Ofenbestandteile.

Hinweise darauf, dass die Arbeitsbedingungen in den diversen Werkstätten auch von vielen Beschäftigten als hart oder gar unerträglich empfunden wurden, gibt das Arbeiterverzeichnis für die Jahre 1903 bis 1918. Hierin zeichnete sich eine grosse Fluktuation innerhalb der Belegschaft ab.³⁰³

Mit dem Arbeitsklima stand es auch sonst nicht unbedingt zum Besten. Als sich im Unternehmen 1897 beispielsweise eine Arbeitnehmervertretung bilden wollte, die Fabrikleitung dies aber nicht erlaubte, wurde in Gewerkschaftskreisen sogar zum Boykott der Ofenfabrik aufgerufen. Erst eine Zufriedenheitserklärung der Arbeiter liess die Gemüter wieder ruhig werden.³⁰⁴

Es ist allerdings zu bedenken, dass sich die Arbeitsverhältnisse und das Umgangsklima in einem Grossunternehmen nicht in allen Produktionsbereichen gleich gestalteten. In der Töpferei beispielsweise, in der die gebrannten Ofenkacheln mit verschiedenen Glasuren bemalt wurden, oder in den Modellwerkstätten, in den Magazinen, in der Spedition oder in den Büros war die Arbeitssituation sicherlich besser. Zeitgenössische Innenaufnahmen zeigen auch, dass die meisten Räumlichkeiten in den ständig erneuerten und erweiterten Produktionswerkstätten überaus hell, geräumig und von grosser Höhe waren. Dies machte die Hitze, den Lärm sowie die stickige und stauberfüllte Luft in der Giesserei beispielsweise bestimmt um einiges erträglicher.³⁰⁵

In der Ofenfabrik boten sich zudem für Vertreter nahezu aller Berufssparten, die mit Metallen zu tun hatten, interessante Arbeitsmöglichkeiten. Das Unternehmen war damals in der Schweiz nicht nur das grösste seiner Art, sondern auch der einzige Betrieb, der alle Produktionszweige für die Ofenbestandteile, wie die Töpferei, die Giesserei, die Kupferschmiede, die Spenglerei, die technische Entwicklung und anderes mehr in einer Firma vereinigte. Dazu kam eine schier unendliche Vielfalt der Produkte, die sämtliche damals gängigen Herd- und Ofenarten umfasste. Manche Handwerker, die zuvor etwa in kleinen Werkstätten in der Landstadt gelernt und gearbeitet hatten, mussten hier keine monotonen Arbeitsschritte ausüben. Sie gingen weiterhin einer spezifischen Tätigkeit nach, wenn sie beispielsweise als Kupferschmiede Wasserschiffe und Ofenrohre herstellten. Fabrikarbeit im negativen Sinn wurde vorwiegend von unqualifizierten Arbeitskräften ausgeführt, deren Tätigkeit tagelang aus Schleifen und Polieren bestehen konnte.

In der Ofenfabrik unterschieden sich aber freilich nicht nur die Arbeitsverhältnisse, sondern auch die Lohnniveaus und die Arbeitszeiten von Abteilung zu Abteilung.



Bereits zu den ersten Erweiterungsbauten der Ofenfabrik gehörte die Giesserei. Das Unternehmen war stolz darauf, dass es selber alle Zubehörteile produzieren konnte.

Gerade die schlechter verdienenden Männer arbeiteten nach Stücklohn im Akkord und zu Spitzenzeiten in Tages- und Nachtschichten. 1895 erreichte ein angelernter Giesser auf diese Weise einen Tageslohn von 4 Franken.³⁰⁶ Die qualifizierteren Arbeitskräfte andererseits mussten zum Teil zwar ebenfalls Überstunden und Nachtarbeit leisten. Sie erhielten aber immerhin fixe Tagesansätze. Ein Giessereimeister, ein Buchhalter oder ein Aussendienstmitarbeiter der Ofenfabrik konnten auf diese Weise während der regulären Arbeitszeit von zehn Stunden im Unternehmen recht ansehnliche Einkommen erreichen.³⁰⁷

Mit der Übergabe der Firmenleitung von Weltert an den neu gewählten Verwaltungsrat und dessen Betriebsleiter ergaben sich bezüglich der Arbeitsverhältnisse bis 1910 keine grossen Änderungen. Die neue Firma musste zwar eine aktualisierte Fabrikordnung ausarbeiten, die sich jedoch nur in wenigen Aspekten von der bisherigen unterschied. So wurden beispielsweise neu Kontrollmarken an die Belegschaft verteilt, die jeweils vor Arbeitsbeginn und am Schluss des Tagwerkes an einem speziellen Nummernbrett ab- respektive aufgehängt werden mussten. Eine andere, beinahe als Nebensächlichkeit erscheinende Neuerung dürfte aber von der Arbeiterschaft gerne aufgenommen worden sein: Das Putzen und Reinigen der Maschinen beziehungsweise der Werksäle musste nun während der offiziellen Arbeitszeit erledigt und durfte nicht mehr auf den Samstagabend verlegt werden.³⁰⁸ Sonst gab

es keine bedeutenden Veränderungen, insbesondere was die Bestimmungen betreffend Arbeitszeiten, Kündigungsfristen oder ausbezahlte Löhne betraf.

Die Löhne, obschon sie in der Metallindustrie damals generell fast doppelt so hoch wie in anderen Branchen waren, indessen auch in dieser Phase wiederholt Anlass zu Auseinandersetzungen.³⁰⁹ In den meisten Quellen, die sich zum Weltert'schen Unternehmen oder später zur Ofenfabrik AG finden liessen, ging es um diese Problematik. Speziell in den Berichten der Fabrikinspektoren wurden die trotz häufiger Überstundenleistungen meist zu geringen Löhne und zu hohen Bussen bemängelt.³¹⁰ Gegen die Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Ofenfabrik entwickelte sich ab 1907 auch gewerkschaftlich organisierter Widerstand. Petitionsschriften, Streiks und Aussperrungen, die es 1908 in der Ofenfabrik gegeben hatte, waren innerhalb der Branche nicht selten.³¹¹ Die Arbeitskräfte in der Metall- und Maschinenindustrie waren wegen ihrer allgemein meist besseren Bildung eher politisiert und entwickelten ihr eigenes Selbstbewusstsein.³¹²

Die Reaktionen des Verwaltungsrates und Direktors der Ofenfabrik auf diese Opposition fielen, wie bereits aufgezeigt, sehr heftig aus. Die Arbeitgeberseite musste erst lernen, dass sich der Umgang mit der Arbeitnehmerschaft ändern musste, wenn ein Unternehmen weiterhin einen grossen Einsatz seiner Belegschaft erwarten wollte. So verlangten die Beschäftigten beispielsweise auch Sozialeinrichtungen, was von den Verantwortlichen der Ofenfabrik nicht genügend berücksichtigt wurde. Immerhin hatte Weltert bereits eine fabrikeigene Krankenkasse gegründet. Andere Wohlfahrtseinrichtungen jedoch, wie etwa eine Fabrikkrankenschwester, Arbeiterwohnungen oder eine Mittagsküche, wurden in den Sitzungen des Verwaltungsrates zwar diskutiert, aber weit über das Jahr 1910 hinaus verzögert.³¹³

Uhrensteinfabrik

Andere Arbeitsverhältnisse bestanden wiederum in der Uhrensteinfabrik. Die 1885 eingerichteten Räumlichkeiten in der vormaligen Grabenmühle waren überaus grosszügig und hell. Der Arbeitssaal befand sich im dritten Stockwerk und verfügte an beiden Seiten über lange, durchgehende Fensterfronten. Optimale Lichtverhältnisse waren für die Verarbeitung der Edelsteine zu teilweise nur stecknadelgrossen Uhrensteinen von grösster Wichtigkeit.

Das Schleifen der wertvollen Edelsteine – in der Regel waren es Rubine – mit Hilfe eines Diamanten in einer mechanisch angetriebenen Schleifmaschine sowie das Bohren dieser Uhrensteine waren zudem Arbeiten, die nicht nur eine ruhige Hand, sondern auch grosse Sorgfalt und Aufmerksamkeit verlangten. Das galt auch für andere Verarbeitungsstufen, wie etwa die Behandlung der Steine mit hochkonzentrierten Säuren. Von den Arbeitskräften wurde daher Genauigkeit, Geduld und – bei einer Arbeitszeit von täglich elf Stunden – auch Monotonieresistenz verlangt. Dass sich nicht alle für diese Tätigkeiten eigneten, zeigten Klagen Heuers gegenüber dem Gemeinderat.³¹⁴ Dennoch vergrösserte sich die Belegschaft des Uhrenfabrikanten zusehends, wobei sie sich mehrheitlich aus weiblichen Arbeitskräften zusammensetzte.

Frauenarbeit hatte in der Uhrenindustrie eine lange Tradition. In der Westschweiz waren bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts Uhren vorwiegend in Familienwerkstätten hergestellt worden. Als sich später die arbeitsteilige, mechanisierte Pro-



Vor dem Abbruch 2001 erinnerten die langen Fensterfronten des alten Gebäudes der Möbelfabrik Meier an der Sure daran, dass in seinen Räumen einst eine Uhrensteinfabrik untergebracht war.

duktionsweise entwickelte, fanden viele Frauen, die mit den Arbeitsvorgängen bereits vertraut waren, weiterhin Beschäftigung in den zentralisierten Fabrikationsbetrieben. Sie übernahmen mit den einfacheren, monotonen Arbeiten den grössten Teil des Herstellungsprozesses, während die männlichen Arbeitskräfte für anspruchsvollere Produktionsschritte zuständig waren.³¹⁵ In der Surseer Uhrensteinfabrik verhielt sich dies nicht anders. Auch hier sassen die Arbeiterinnen hinter den langen Fensterfronten vor den Schleifmaschinen, während die männlichen Arbeitskräfte Funktionen als Aufseher, Vorarbeiter oder gar eine Stellung im Büro wahrnahmen. Die Anforderung unterschiedlicher Qualifikationen führte zu einer hierarchischen Strukturierung innerhalb des Betriebes, die natürlich auch Einfluss auf die Lohnverhältnisse hatte: Frauen und die Heimarbeiterschaft wurden generell schlechter entlohnt.³¹⁶ Über die genauen Unterschiede in der Uhrensteinfabrik geben die Quellen allerdings keine konkreten Auskünfte mehr. Die einzigen Zahlenangaben, die noch vorhanden sind, beziehen sich auf die monatlich ausbezahlten Lohnsummen vom April 1888 bis 1889. Aus diesen Datensätzen liessen sich in Kombination mit den ebenfalls vorhandenen Arbeiterzahlen ein monatlicher Durchschnittslohn von knapp 30 Franken respektive ein Tageslohn von 1 Franken und 20 Rappen errechnen. Da in diesen Mittelwerten aber auch die Löhne besser bezahlter Arbeitskräfte enthalten sind, dürfte das Einkommen junger Arbeiterinnen tiefer ausgefallen sein.³¹⁷ Dazu kam die in der Fabrikordnung zwar nicht erwähnte, aber nachweislich ausgeübte Bussenpraxis, die zu Lohnabzügen bis auf die Hälfte des Tageslohnes führen konnte. Deswegen hatten sich im Jahre 1888 die Gemeindebehörden ja auch geweigert, eine weitere Subventionsrate auszubezahlen – allerdings erfolglos.

Da die Klagen in den folgenden Jahren nicht verstummten, ist anzunehmen, dass nicht nur unter Heuer, sondern auch unter Loup & Roeck diese zweifelhafte Lohnpolitik weiterbetrieben wurde. Geringe Lohnkosten waren für die Fabrikanten ja ein wichtiges Motiv, in Sursee produzieren zu lassen. Laut dem «Grütliener» wurden die Produktionskosten zudem auch in anderen Bereichen gesenkt. So soll es beispielsweise unter Loup & Roeck 1892 vorgekommen sein, dass bei strengster Kälte die Arbeiterlokale nicht geheizt wurden.³¹⁸

Im einzigen noch erhaltenden Reglement der Uhrensteinfabrik von 1885 finden sich neben den üblichen Ordnungsbestimmungen weitere Hinweise, dass die Arbeitsbedingungen speziell unter Edouard Heuer nicht die besten gewesen sein dürften. So wurde beispielsweise in einem Paragraphen eine zweiwöchentliche Kündigungsfrist für nicht vertraglich gebundene Arbeitskräfte festgesetzt. Die Ausnahmefälle für eine sofortige Entlassung wurden aber derart weit gefasst, dass wohl keine Arbeitskraft in der Uhrensteinfabrik davor gefeit war, plötzlich auf der Strasse zu stehen.³¹⁹

Mit der Übernahme des Betriebes durch Auguste Loup im Frühjahr 1896 wurde die Produktionstätigkeit massiv eingeschränkt. Damit änderten sich vermutlich auch die Arbeitsbedingungen für die noch rund ein Dutzend verbliebenen Arbeitskräfte, die in einem familiären Kleinbetrieb eher besser gewesen sein dürften. Die monotone Herstellungsweise an den Schleifmaschinen blieb jedoch auch in den folgenden Jahren dieselbe.

Zigarrenfabriken

Eher familiär ging es ebenso in den Surseer Zigarrenfabriken zu und her. Die Produktion von Tabakwaren, insbesondere die Herstellung von Zigarren in kleinbetrieblicher Produktionsweise war bis ins 20. Jahrhundert hinein reine Handarbeit. Die Surseer Tabakfabrikanten Jakob Herzog und Mauritz Wey waren daher auch nicht auf mechanische Antriebskräfte angewiesen.

Auffällig ist, dass beide Betriebe in ehemaligen Metzgereien eröffnet wurden. Diese Gewerberäume dürften sich tatsächlich besonders gut für die Tabakfabrikation geeignet haben, da Zigarren in möglichst kühlen, feuchten Räumen hergestellt und gelagert werden sollten.

Über die Arbeitssituation der Beschäftigten in den Tabakfabriken ist heute nicht mehr viel überliefert. Zu den ersten Betriebsjahren bis 1870 fanden sich weder konkrete Angaben zur Anzahl der Beschäftigten noch eine Fabrikordnung. Zumindest die Fabrikreglemente und Berichten der Fabrikinspektoren liessen sich aber ausfindig machen.

Mit den Arbeitsbedingungen dürfte es für die zahlreichen weiblichen Beschäftigten nach 1870 nicht unbedingt zum Besten gestanden haben. Zum einen handelte es sich bei der Zigarrenherstellung um eine einfache, relativ monotone Arbeit. Zum anderen dürften in den beiden Altstadtgebäuden beengte Platzverhältnisse und schlechtes Licht geherrscht haben. Daraufhin weist eine Beanstandung des Fabrikinspektors aus dem Jahre 1887, der bei Herzog zu dunkle Arbeitslokale auffand und den Fabrikanten aufforderte, zumindest mit dem Bemalen der Wände mit weissem Kalk etwas Helligkeit in die Räumlichkeiten zu bringen.³²⁰ Die fehlenden Fenster konnte ein bisschen Farbe aber nicht ersetzen, vor allem wenn man die Staub-

entwicklung bedenkt, die sich beim Ausrippen und Schneiden der Tabakblätter ergab. Auf die prekären, beengten Arbeitsverhältnisse bei Herzog weisen auch die Datensätze der Fabrikstatistiken: Sie zeigen, dass sich in den Räumlichkeiten weit über 20 Beschäftigte aufhielten.

Die erforderliche Qualifikation der Arbeitskräfte war sehr unterschiedlich. Während beispielsweise das Zigarren- und Wickelmachen fachliche Erfahrung verlangte und daher vor allem von älteren, ausgebildeten Arbeitskräften ausgeübt wurde, konnten einfachere Arbeiten wie das Ausrippen oder Schneiden der Tabakblätter, das Sortieren und Abpacken der fertigen Produkte auch von jüngeren, unqualifizierten Arbeitskräften besorgt werden. Herzog beschäftigte folglich auch Arbeiterinnen unter 16 Jahren. Im kleineren Betrieb von Wey hingegen waren alle Beschäftigten älter als 18 Jahre.

Entsprechend unterschiedlich war die Entlohnung. Die Zigarren- und Wickelmacher wurden nach einem festen Stücklohn bezahlt, das Einkommen der Ausripper und Tabakschneider hingegen war meistens vom Gewicht der geleisteten Arbeit abhängig. Andere wurden aber wie die übrigen Arbeitskräfte, das heisst Aufseher, Sortierer und Verpacker, nach einem fixen Tageslohn bezahlt.³²¹

Die Löhne waren generell sehr gering, so wie dies in diesem Industriezweig damals üblich war. Da es sich um eine wenig kapitalaufwändige, dafür aber umso arbeitsintensivere Produktionsweise handelte, mussten die Lohnkosten der mehrheitlich weiblichen Arbeitskräfte möglichst gering gehalten werden. Ausserdem wurden die Einkommen oft auch hier durch rigorose Bussenpraktiken geschmälert. Im Rahmen der so genannten «Fabrik-Polizei» wurden die Aufseher jedoch angehalten, «[...] den Arbeitern in Taktvollerweise zu begegnen und Vorkommende [sic] Fehler ohne Beleidigungen oder Grobheiten zu rügen.»³²²

Die Arbeitszeit betrug nach der Einführung des Fabrikgesetzes und der Reglemente in beiden Betrieben die damals üblichen elf Stunden. Zuvor dürfte der Arbeitstag allerdings wesentlich länger gewesen sein. Daraufhin deutet ein Verweis des Regierungsrates an Herzog, der dessen Fabrikreglement nur unter Einschränkung der Arbeitszeit bewilligen wollte.

Über die Herkunft der Arbeitskräfte schweigen sich die Quellen aus. Da aber die Arbeiterschaft in den Zigarrenfabriken nie so grosse Ausmasse annahm, wie etwa in den Surentaler Gemeinden Büron und Triengen, wo weit über 100 Erwerbstätige in der Tabakindustrie ihren Verdienst fanden, dürften die beiden Fabrikanten ihre Arbeitskräfte in der Landstadt selbst rekrutiert haben.

Konservenfabrik

Zu den Arbeitsbedingungen in der Konservenfabrik liessen sich keine spezifischen Quellen, wie etwa eine Fabrikordnung oder Angaben zu Arbeitszeiten und Lohnverhältnissen auffinden. Die Konservenfabrik war im Prinzip denn auch nichts anderes als eine grössere, industrielle Form der gewerblichen Lebensmittelproduktion. In den ersten Jahren wurden in der Konservenfabrik nur pflanzliche Rohstoffe, das heisst Gemüse und Obst zu lang haltbaren, keimfrei verschlossenen Nahrungsvorräten verarbeitet. Erst unter der Lindner'schen Direktion waren auch Fischkonserven hergestellt und importierte Waren abgepackt worden.

Die Grösse der Arbeitnehmerschaft der Konservenfabrik wies bekanntlich grosse saisonale Schwankungen auf. Die Vermutung liegt daher nahe, dass die Tätigkeit

in der Konservenfabrik für manche eine Art Nebenbeschäftigung oder Übergangslösung darstellte. Mit Ausnahme weniger Stammarbeitskräfte dürfte die Zusammensetzung der Belegschaft von Jahr zu Jahr gewechselt haben. Dies war möglich, da für viele Tätigkeiten wie das Waschen und Rüsten der pflanzlichen und tierischen Rohstoffe, keine speziellen Qualifikationen notwendig waren. Nach einer kurzen Instruktion sahen sich die Saisonarbeitskräfte jedoch anstrengenden Arbeitsbedingungen gegenüber. Da die Verarbeitung der meist leicht verderblichen Ware schnell vor sich gehen musste, wurde oft schichtweise während 24 Stunden am Tag gearbeitet. Von diesen enormen Arbeitspensens zeugen eine ganze Reihe überlieferter Mehr- und Nachtarbeitsbewilligungen.³²³ Gemäss einer Notiz im «Grütlianer» aus dem Jahre 1892 mussten, trotz des Verbotes im Fabrikgesetz, jeweils auch Frauen und Jugendliche zur Nachtarbeit antreten.

Im gleichen Artikel fand sich ein weiterer Hinweis, dass es die Verantwortlichen in der Konservenfabrik mit den Gesetzesbestimmungen nicht so genau nahmen. Innerhalb der Belegschaft wurde über hohe Bussen geklagt, die überdies nicht im Interesse der Arbeiter verwendet wurden. Diese angeblichen Missstände wurden in der Folge zwar vom Statthalteramt in Sursee untersucht, eine Bestrafung fand aber nicht statt, da sich die Beanstandungen laut Bericht als «unrichtig» oder «übertrieben» herausstellten.³²⁴

Anstrengend waren in der Konservenfabrik nicht nur die langen Präsenzzeiten. In den Anfangsjahren gestaltete sich die Herstellungsweise auch äusserst arbeitsintensiv. Die weiblichen Angestellten besorgten Vorarbeiten wie das Sortieren, Waschen und Rüsten, während die Männer das eigentliche Konservieren respektive das Sterilisieren und Verpacken der Waren übernahmen. Diese Arbeitsteilung entsprach somit derjenigen des traditionellen Lebensmittelhandwerkes, wo ebenfalls Männer, beispielsweise als Bäcker oder Metzger, den eigentlichen Herstellungsprozess besorgten.

Die hohe Anzahl an männlichen Arbeitskräften in der Konservenfabrik hing auch damit zusammen, dass die hergestellten Produkte mit schwerem Gewicht verbunden waren. Das Schliessen der Flaschen und Dosen war ausserdem ein kraftaufwändiges Prozedere, das kaum von Frauen besorgt werden konnte. Dosenverschlussmaschinen wurden zwar schon gegen Ende des Jahrhunderts entwickelt, breitere Verwendung fanden sie aber erst nach der Jahrhundertwende.³²⁵

Die diversen technischen Entwicklungen in der Konservenindustrie waren daher am Anfang des 20. Jahrhunderts mit grossen Veränderungen der Arbeitsverhältnisse verbunden. Die neue Produktionsweise, welche die Leistung pro Beschäftigten steigern konnte, verlangte anstelle von vielen Arbeitskräften eine grössere Kapitalintensität und eine bessere Qualifikation der Belegschaft. Damit dürfte sich auch die Abnahme der Beschäftigten im Betrieb um die Jahrhundertwende erklären. In der Fabrikstatistik, die im Juni 1895 ausserhalb der Erntezeit erhoben wurde, waren noch drei Beschäftigte verzeichnet.³²⁶

Gemeinsamkeiten: Ausfransende Arbeitszeiten und Rappenlöhne

Nach diesen Ausführungen zu den Arbeitsbedingungen in den einzelnen Fabriken bleiben wohl vor allem zwei Aspekte des damaligen Arbeitsalltages in Erinnerung, die allen Betrieben gemeinsam waren: die langen Arbeitszeiten sowie die mehr-

heitlich tiefen Lohnansätze. Das Verhältnis zur Arbeitszeit, zum Lohn sowie zu arbeits- und nichtarbeitsbezogenen Beschäftigungen gestaltete sich bis in die 1890er Jahren jedoch grundlegend anders als heute. Die Arbeitszeiten beispielsweise «fransten» morgens und abends aus und waren auch in ihrem Inneren «porös». ³²⁷ Anders ausgedrückt: Die Abgrenzung des Arbeitsalltages wurde von der Fabrikarbeiterschaft über lange Zeit nicht so genau genommen. Während der eigentlichen Arbeitszeit gingen oft produktionsbezogene und anderweitige Beschäftigungen ineinander über. Daraufhin deuten auch die Fabrikordnungen, die heute gerade aus diesem Grund eine wichtige Quelle sind, weil sie mit ihrem strengen Vorschrifts- und Bestrafungssystemen in der Regel da ansetzten, wo sich Probleme mit dem Verhalten der Beschäftigten ergaben. Die Reglemente verboten das Krankfeiern, Besuche von Familienangehörigen, das Rauchen, spontane Pausen oder das Essen in den Fabriksälen. Das Hauptziel dieser Bestimmungen war, den Arbeitsalltag vermehrt von der Freizeit abzugrenzen und zu verdichten. ³²⁸ Die dabei angewandten Massnahmen lassen sich mit den vier Begriffen Zeitnormierung, Hierarchie, Reglementierung und Disziplinierung kurz umreissen.

Diese auf einem neuen Zeitkonzept beruhende Entwicklung zu einem strukturierten, kontrollierten und vor allem gesteigerten Produktionsablauf kam aber erst Anfang der 1890er Jahre in Schwung. Besonders deutlich zeigte sich dieser Umbruch an den Reglementen der Ofenfabrik. Dort wurde 1899 ein Kontrollmarken- und Fabrikglockensystem eingeführt sowie das Putzen der Fabrikanlagen und Werkzeuge während der Arbeitszeit angeordnet. Gleichzeitig liess die Fabrikleitung Nebenbeschäftigungen zur Erledigung eigener Aufträge verbieten. Ausserdem ging man in der Ofenfabrik bereits früher vom alten Stück- zum Akkordlohnsystem mit strikten Zeitvorgaben und einem bestimmten Leistungssoll über. Dadurch konnten die Produktion je nach Auftragslage gesteuert werden. In weniger intensiven Phasen wurden den Beschäftigten auch Unterhalts- oder Montagearbeiten im Stundenlohnsystem übergeben. ³²⁹ Auf diese Weise gelang nicht nur der Ofenfabrik, sondern auch den anderen Betrieben eine erhebliche Intensivierung der Arbeitszeit, die in der Folge auch reduziert und mit höheren Lohntarifen abgegolten werden konnte.

Was den Eindruck der allgemein tiefen Löhne in Sursee anbelangt, möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass dieser Umstand anfänglich ganz klar einen wichtigen Standortvorteil darstellte. Ausserdem zeigten sich die Gemeindebehörden froh um jede weitere Arbeitsstelle, die zu besetzen war. Ähnlich ging es vermutlich den eingestellten Arbeitskräften: Sie beugten sich mangels fehlender Alternativen in der Regel der Willkür der Fabrikherren und begnügten sich mit einem kleinen Auskommen. Die Fabrikanten wiederum kamen auf Grund der fehlenden Konkurrenz in Versuchung, die Produktionskosten zu senken und gleichzeitig höchste Leistungen zu verlangen. Sei es sogar, wie im Falle von Loup, über eine ungenügende Beheizung der Fabrikräume.

Einfluss der Patrons

Neben der Fabrikarbeiterschaft entstand mit der Industrialisierung eine weitere kleine Sozialgruppe: diejenige der Fabrikunternehmer. Sie setzte sich einerseits aus den Fabrikanten und Betriebsleitern zusammen, die vor Ort wohnten und daher innerhalb der landstädtischen Gesellschaft auch als eigenständige Berufskategorie

wahrgenommen wurden. Nicht dazu gehörten andererseits die auswärtigen, nicht vor Ort lebenden Fabrikbesitzer, die in Sursee lediglich einen Filialbetrieb besaßen und von einem Betriebsleiter führen liessen, für die Industrieentwicklung der Landstadt aber von grosser Bedeutung waren.

Wie in dieser Studie bereits aufgezeigt, besaßen die Fabrikanten auf Grund ihrer sozial bedeutenden Stellung als Arbeitgeber innerhalb ihrer Betriebe eine absolute Autorität. Dieser Anspruch kam besonders im Inhalt und in den Formulierungen der Fabrikreglemente zum Ausdruck. Die «Patrons» konnten zwar nach der Einführung des ersten Fabrikgesetzes nicht mehr willkürlich über ihre Arbeitskräfte herrschen. Dennoch zogen sie sich oft genug aus der Verantwortung, wenn ihnen ungerechtfertigtes, herrisches Verhalten nachgesagt wurde: Edouard Heuer beispielsweise, der seine Lohnkosten mittels einer strengen Bussenordnung reduzierte, oder die Direktion der Ofenfabrik, die schlechte Löhne bezahlte und sich gleichzeitig nur zögerlich für Unfallverhütungsmassnahmen oder Wohlfahrtseinrichtungen einsetzte.

Dies sind allerdings nur ein paar wenige, auffällige Facetten der Fabrikunternehmer. Wer aber waren sie wirklich? Woher stammten die Fabrikbetreiber, die so viel zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel Sursees beitrugen? Wurden sie von den Zeitgenossen überhaupt als eigene Sozialgruppe wahrgenommen?

In Sursee wohnhafte Fabrikanten

Zu den wichtigsten Angehörigen der ersten Kategorie der Fabrikanten gehörten meines Erachtens die einheimischen Luzerner Herzog, Wey, Weltert sowie der Deutsche Emil Lindner.³³⁰ Alle vier waren Neueinsteiger und verfügten über fundierte, praktische Kenntnisse. Herzog arbeitete zuvor als Maurer und lernte anschliessend gemeinsam mit Wey die Zigarrenherstellung vom früheren Geschäftskollegen Korner. Lindner war Confiseur von Beruf und besass wie Weltert, der eine Hafnerlehre abgeschlossen und eine Verkäuferlehre in den Von Moos'schen Eisenwerken in Luzern absolviert hatte, ebenfalls über eine fachspezifische Ausbildung. Mit einer Berufslehre erfüllten sie alle über eine wichtige Voraussetzung als potentielle Fabrikanten.³³¹ Zusätzlich zum Wissen und den Ideen verfügte jeder der vier auch über das notwendige Startkapital. Letzteres war von grosser Bedeutung: Ein zukünftiger Fabrikant brauchte zwar nicht von Anfang an über grosse Investitionssummen zu verfügen. Er musste aber, um überhaupt kreditwürdig zu sein und erste Erfolge vorzuweisen, gewisse Vermögenswerte besitzen.

Weltert beispielsweise begann als kleiner Gewerbeunternehmer in einer aus Eigenkapital finanzierten Schmiede. Als sich die Ofenfabrikation dann als lohnenswerte Investition erwies, fanden sich bald auch die notwendigen Geldgeber und Geschäftspartner ein. Diese standen Weltert in der Folge bei der Finanzierung der Maschinen und Materialbeschaffung sowie später ebenso beim Bau der neuen Fabrikgebäude finanziell bei. Auch den Übergang zum Grossunternehmen schaffte der Ofenfabrikant erst, als ihm genügend Kapital zur Verfügung stand. Dabei dürfte ihm seit 1874 zudem die politisch einflussreiche, konservative Familie seiner Frau, Josefine Weltert-Zust, behilflich gewesen sein. Die Zust hatten die Surseer Vorstadtmühle betrieben.

In Bezug auf die Finanzierungsmöglichkeiten und die Gewinnung einer Kreditreputation hatte auch Jakob Herzog, dessen Vater in Sursee ein Baugeschäft besass, sicherlich die besseren Karten als Mauritz Wey. Mit der Zeit erreichten aber alle vier am Ort ansässigen Fabrikanten ansehnliche Vermögenswerte sowie soziale Macht. Da es in Sursee jedoch nur wenige Fabriken gab, blieb die politische Abhängigkeit der Gemeinde hingegen von den Unternehmern eher gering. Es ist ohnehin fraglich, ob die paar anwesenden Fabrikanten überhaupt als eine eigene, kompakte soziale Gruppe angesehen wurden. Ich vermute, dass man sie im Gegensatz zur Fabrikarbeiterschaft weit weniger wahrnahm. Die Fabrikanten stellten vielmehr eine spezielle Berufskategorie dar, die sich gemeinsam mit anderen erfolgreichen Geschäftsinhabern in die Oberschicht einordnete.

Die herausragendste Figur der Surseer Fabrikdirektoren war sicherlich Franz Xaver Weltert: Auch er avancierte jedoch erst in den 1890er Jahren als Patron eines Grossunternehmens zu einer Persönlichkeit von Rang und Namen. Dabei waren nicht nur seine Beziehungen zu Angehörigen der Oberschicht von Bedeutung, sondern auch sein Einfluss als grösster Arbeitgeber. Jakob Herzog konzentrierte in seiner Person zwar ebenfalls nicht nur wirtschaftliche Potenz. So verfügte er im Gemeinderat über politisches Gewicht, indem er seit 1879 gemäss seinen familiären Wurzeln das Amt als Bauherr ausübte.³³² Herzog war jedoch, wie im Übrigen auch Lindner oder Wey, eine weit weniger schillernde Persönlichkeit als Weltert. Lindner hatte es als Deutscher vermutlich ohnehin schwieriger; doch auch er wurde als wichtiger Arbeitgeber beachtet und von der Gemeinde unter anderem mit tiefen Wasser- und Stromeinheiten bedacht.³³³ Der Konservenfabrikant Lindner legte aber weit weniger Wert auf das Sozialprestige eines Fabrikdirektors, wie dies Weltert getan hatte. Dieser hatte sich bereits 1875 auf dem Fabrikgelände eingerichtet und Dienstboten beschäftigt, obschon er sich dies zeitweise kaum leisten konnte.³³⁴ Der «Ofenfabrikant» wusste zudem nicht nur für seine eigenen Interessen zu sorgen. Vielmehr diskutierte Franz Xaver Weltert in der Surseer «Wochengesellschaft» mit anderen einflussreichen Bürgern aktuelle Probleme der Landstadt.³³⁵ Einsatz zeigte er überdies gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit, wenn auch mit einem leicht als patriarchalisch empfundenen Gehabe. So engagierte er sich etwa für die Einrichtung eines öffentlichen Wasserversystems, für die Ansiedlung der Konservenfabrik oder verlangte mittels Flugblättern eine Veränderung der Strassenführung zum Bahnhof, wobei er sich stets auch eigene Vorteile versprach. Seine Aktionen zeigten aber Wirkung.

Dass Welterts Ansehen tatsächlich mit seiner Rolle als Fabrikbesitzer zusammenhing, widerspiegelte sich nach 1898 im Verhalten des Gemeinderates gegenüber dem Ofenfabrikanten. Nachdem er aus dem Unternehmen ausgeschieden war, liess ihn die Gemeinde wie eine heisse Kartoffel fallen.

Auswärtige Fabrikbesitzer

Die nicht in Sursee wohnhaften Fabrikanten wiederum nahmen eine ganz andere Stellung ein. Dies hing grösstenteils damit zusammen, dass die Einwohnerschaft – abgesehen von den Gemeinderäten – kaum Kontakt zu ihnen hatte. Für die Fabrikbelegschaften waren vor allem die jeweiligen Betriebsleiter wichtig.

Hauser und Biedermann aus dem Kanton Zürich, der Bieler Heuer sowie der in Luzern wohnhafte Loup verfügten aber trotz ihrer physischen Abwesenheit über eine gewisse soziale Macht. Die Landstadt war den auswärtigen Fabrikanten zudem in doppelter Hinsicht verpflichtet: Einerseits finanzierten Loup, Hauser, Heuer und Co. in Sursee zwei wichtige, wegen des hohen Mechanisierungsgrades kapitalintensive Unternehmen der Textil- und Uhrenindustrie. Ihnen verdankte die Gemeinde wichtige Anregungen und viel Know-how aus stärker industrialisierten Gebieten der Schweiz. Andererseits fanden in beiden Fabriken viele Erwerbstätige eine Beschäftigungs- oder Ausbildungsmöglichkeit. Eine Stilllegung der Betriebe hätte daher in einer Zeit, als in den Fabriken grosse Belegschaften bestanden, bedeutende soziale Folgen gehabt, wären doch knapp 150 Beschäftigte auf der Strasse gestanden. Glücklicherweise erfolgten die Schliessungen der Seidenwinderei und der Uhrensteinfabrik jedoch erst spät, als die Belegschaften ohnehin auf eine sehr kleine Anzahl zusammengeschrumpft waren.

Die auswärtigen Unternehmer stammten vermutlich alle aus ehemaligen Verlegerkreisen. Insbesondere Heinrich Hauser und Konrad Biedermann kamen aus Familien, die schon lange zuvor im Kanton Zürich in der Textilindustrie tätig waren. Sie verfügten daher nicht nur über das notwendige kaufmännische und betriebswirtschaftliche Wissen, sondern auch über das nötige Startkapital. Zu diesen Grundbedingungen gesellten sich offenbar eine hohe Risikobereitschaft und Konkurrenzerfahrung: Die Fabrikanten kamen ja auch nach Sursee, um wegen günstiger Standortvorteile ein gewinnbringendes Unternehmen aufzuziehen.

Integration der «Fabrikler»

Anders als die Patrons stellte die Surseer Fabrikarbeiterschaft schon bald eine eigene soziale Gruppe dar. Dies hing sicherlich mit ihren spezifischen Arbeitsverhältnissen zusammen, aber auch mit der kritischen Fremdwahrnehmung. Diese Ansicht lässt sich vertreten, nachdem sich in den Quellen zahlreiche entsprechende Hinweise fanden. Die Bezeichnung «Fabrikarbeiter» oder «Fabrikler» wurde in der Landstadt zu einem umgangssprachlichen Begriff.³³⁶

Der folgende Abschnitt ist der Frage gewidmet, wie mit dieser sozialen Gruppe innerhalb der kleinstädtischen Gesellschaft umgegangen respektive inwieweit die Fabrikarbeiterschaft als solche überhaupt als etwas Eigenständiges oder gar Fremdes wahrgenommen wurde.

Diese Aufgabe war innerhalb meines Untersuchungskonzeptes nicht einfach zu lösen. Die Nuss, die es zu knacken galt, lag wie so oft in einer spärlichen Quellenlage. Es standen lediglich Dokumente zu Arbeitervereinen zur Verfügung, die aber nicht nur Erwerbstätigen in Fabriken, sondern auch Lohnarbeitern aus dem Dienstleistungsbereich oder aus Handwerks- und Gewerbekreisen offen standen. Speziell sei an dieser Stelle der «Verein katholischer Männer und Arbeiter» genannt, dessen Name bereits daraufhin weist, dass es offenbar zweierlei männliche Gesellschaftsmitglieder gab: Männer und Arbeiter. Dies ist allerdings nur ein kleines Indiz, dass die Lohnarbeiter, zu denen auch die Fabrikler gehörten, tatsächlich als eine eigene soziale Schicht angesehen wurden.

Die überlieferten Quellen zu diesen Arbeitervereinen bestehen in erster Linie aus Statuten, die sich für meine Fragestellungen nicht eigneten.³³⁷ Bei den anderen,

sozial differenzierteren Arbeiterorganisationen, wie beispielsweise beim Arbeiterverein «Harmonie» der Ofenfabrik oder zur Surseer Sektion des Grütlivereines, fehlte die schriftliche Überlieferung sogar gänzlich. Als möglicher Ausweg bot sich daher einzig eine Analyse verschiedener Konfliktsituationen, in denen Differenzen und vorherrschende Wertvorstellungen im sozialen System zur Aussprache kamen und somit indirekt erschlossen werden konnten. Auf diese Idee brachte mich eine frühere, kleine Untersuchung zu einem Streit zwischen zwei Musikgesellschaften.³³⁸ Die Quellen zu diesem über Jahre hinweg schwelenden Konflikt bieten ein paar interessante Einblicke in die damalige gesellschaftliche Stellung der Ofenfabrikarbeiter und sollen daher in dieser Studie ebenfalls zur Sprache kommen.

Um mich aber nicht nur auf diese eine Episode zu stützen, sah ich mich in den Archivalien im Bereich der Planung neuer Infrastrukturen, die mit dem demographischen und wirtschaftlichen Wandel in direktem Zusammenhang standen, nach weiteren Konfliktsituationen um – ohne jedoch fündig zu werden. Hinweise hatte ich mir vor allem in den Unterlagen zum Schulhausneubau erhofft. Dort wurde zwar der Anstieg der Schülerzahlen explizit auf die Zunahme der Fabrikarbeiterkinder zurückgeführt – allerdings ohne dass irgendeine Wertung ins Spiel gebracht worden wäre.³³⁹ Als enttäuschend gestaltete sich auch die Suche nach Hinweisen in Ausgaben der damaligen Lokalblätter. Hier fanden sich zwar Meldungen, wenn «die junge, unternehmenslustige Ofenfabrik» einmal wieder ein «fröhliches Waldfest» feierte. Solche Quellen sind zwar illustrativ, aber für meine Fragestellungen zu wenig aussagekräftig.³⁴⁰

Einziges Anschauungsbeispiel blieb daher der Konflikt zwischen der 1882 gegründeten Stadtmusik und ihrer Konkurrenz, der «Musikgesellschaft Ofenfabrik». Dieser Fabrikverein entstand 1896 auf Initiative eines ehemaligen Mitgliedes der Stadtmusik, dem dort eine erhoffte Dirigentenkarriere verbaut worden war. Die «Arbeitermusik» oder die «Fabrikler», wie sie von der Surseer Bevölkerung genannt wurden, wagten sich mit ihrem Spiel bald an die Öffentlichkeit. An der firmeneigenen Musikgesellschaft, die im ersten Jahr rund zwei Dutzend Musikanten umfasste, erfreute sich offenbar auch Franz Xaver Weltert, der sein Wohlwollen mit dem Kauf neuer Blasinstrumente ausdrückte.³⁴¹

Die Ofenfabrikmusik verbesserte sich zusehends und wurde in der Folge eine immer grössere Konkurrenz für die Stadtmusik, deren Mitglieder die «dilettanten» Arbeiter anfangs belächelt hatten. Die Situation verschärfte sich, als die Musikanten gemeinsam an offiziellen Musikwettbewerben auftraten. Dabei zeigte sich, dass es die kleinere Ofenfabrikmusik, die sich nun mit dem Namen «Concordia» von ihrer ursprünglichen Funktion als Fabrikverein etwas distanzieren wollte, trotz guter Leistungen nicht einfach hatte. Laut dem Protokollführer der «Concordia» wurde über die Fabrikarbeiter immer wieder gelacht und derselbe glaubte: «[...] etwas Gutes würden wir auch dann nicht zu leisten imstande sein, eben weil wir Fabrikler sind und würden auch als solche unverträglich werden.»³⁴² Trotz dieser Vorurteile und der starken Konkurrenz durch die Stadtmusik gelang es dem Verein aber offenbar, Selbstbewusstsein zu entwickeln. Im Jahre 1901 würdigte der «Sursee'r Anzeiger» die Ofenfabrik und gab seiner Leserschaft zu bedenken, «[...] dass die Grosszahl der Mitglieder erst tagsüber in dem oft so ungerecht verachtenden Arbeiterkittel stecken, [...]»³⁴³



Ofenfabrikmusik: Die ersten Mitglieder posieren 1896 ganz redlich zur Gruppenaufnahme (oberes Bild). Ihre Instrumente brauchten sie aber auch – in etwas anderem Aufzug – an der Fasnacht 1910, ein Jahr vor ihrer Auflösung (unteres Bild).



Im Jahre 1906 kam es schliesslich zum Eklat zwischen den beiden Musikgesellschaften. Der Dirigent der «Concordia» kehrte reuevoll als neuer Musikleiter zur Stadtmusik zurück. Die ehemalige Ofenfabrikmusik fand zwar bald einen Ersatz, konnte sich nicht mehr richtig fassen und gab 1911 ihre Auflösung bekannt.

Diese kleine Episode zeigt deutlich, dass die Fabrikler in Sursee tatsächlich als eine eigene soziale Gruppe wahrgenommen und als ungleichwertige Gesellschaftsmitglieder angesehen wurden. An den Fabrikarbeitern blieb der durch Vorurteile geprägte Status als unqualifizierte und vor allem undisziplinierte Arbeitskräfte haften. Die Ansicht, dass sie zu keiner grösseren und erst recht nicht freiwilligen Leistung befähigt seien, war verbreitet. Mit Erstaunen konnte die Surseer Bevölkerung dann aber nach der Jahrhundertwende feststellen, zu welchen Leistungen die der untersten Gesellschaftsschicht angehörenden Fabrikler im Stande waren.

Es bleibt natürlich fraglich, wie repräsentativ diese Musikantengeschichte als Anschauungsbeispiel für die gesellschaftliche Integration einer sozialen Gruppe anzusehen ist, zumal das Nebeneinander zweier sozial differenzierter Vereine in Sursee damals einmalig war. (Die Mitglieder der Arbeitervereine und der Surseer Sektion des Grütlivereines beispielsweise bestanden ja nicht nur aus Fabrikangestellten.) Zudem können kollektive Ansichten einer heterogenen Gesellschaft immer auch Brüche haben und heute nicht mehr genau überprüft werden. Zweifellos lässt sich aber an diesem Beispiel die grundlegende Erkenntnis aufzeigen, dass die Fabrikarbeiterschaft als eine eigene Gruppierung angesehen wurde, gleichzeitig aber innerhalb des sozialen Gefüges einen guten Rückhalt fand und nicht marginalisiert wurde. Das hätte vermutlich anders ausgesehen, wenn die Fabrikarbeiterschaft Jahrzehnte früher grosse Ausmasse angenommen hätte und nicht erst in einer Zeit, in der sich auch die übrigen Erwerbsektoren relativ stabilen Verhältnissen gegenüber sahen. In den konjunkturreicheren 1890er Jahren sowie im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hingegen konnte sich der sozioökonomische Wandel in einem generell günstigen Umfeld abspielen, was für die allgemeine Akzeptanz der Fabrikindustrialisierung als Ganzes innerhalb der kleinstädtischen Gesellschaft sicherlich wichtig war. Auf diese Weise konnten auch negative Einflüsse und Erfahrungen, wie beispielsweise rasch wachsende Schülerzahlen, positiv aufgenommen und finanziell bewältigt werden.

5. Veränderung der öffentlichen Infrastrukturen

Ausweitung des Siedlungsraums

In der Zeit zwischen 1870 und 1910 erfuhr die Siedlungsstruktur von Sursee eine starke Umgestaltung. Die baulichen Veränderungen des Stadtbildes beruhten auf verschiedenen Faktoren, die ihre Wurzeln unter anderem auch in der wirtschaftlichen Entwicklung der Landstadt hatten. So wuchsen die Bedürfnisse nach zusätzlichen Strassen sowie neuem Wohn- und Arbeitsraum mit der zunehmenden Bevölkerungskonzentration, die ihrerseits wieder mit dem neuen Arbeitsangebot in den Fabriken und in den servo-industriellen Erwerbsektoren zusammenhingen. Die Einwohnerschaft von Sursee hatte sich in den vier Jahrzehnten bekanntlich mehr als verdreifacht.

Am augenfälligsten waren die baulichen Veränderungen entlang der Bahnlinie, die anfänglich weit abseits des Siedlungskerns auf freiem Feld lag. Hier entstanden neue gewerbliche und industrielle Betriebsanlagen. Diese wiederum erforderten neue Verbindungswege zwischen dem Bahnhofsviertel und dem Städtchen, die auch zur Erschliessung neuer Wohnquartiere dienten.

Weniger eindeutig ist der Einfluss der Industrialisierung auf die Siedlungsentwicklung indessen im eigentlichen Stadtkern. Allerdings kann die Schleifung eines grossen Teils der Wehranlagen in Zusammenhang mit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung gebracht werden.

Im folgenden Abschnitt möchte ich einige Details der Raumverteilung und Umgestaltung kurz skizzieren, die in besonderem Zusammenhang mit der Fabrikindustrialisierung stehen.³⁴⁴ Dazu gehört insbesondere die Erbauung von rund 40 Gebäuden im Bahnhofsgelände zwischen 1865 bis 1889. Es handelte sich dabei um die erste grosse Entwicklungsphase, die allerdings die übrigen Stadtviertel – mit Ausnahme der Münstervorstadt – nicht tangiert hatte.

In der zweiten Entwicklungsphase zwischen 1889 und 1907 hingegen war auf dem ganzen Gemeindegebiet sehr viel gebaut worden.³⁴⁵ So entstanden gegen Ende der 1880er und Anfang der 1890er Jahre die Konservenfabrik sowie diverse Erweiterungsbauten an den Gebäuden der Ofenfabrik. Zudem liess der Ofenfabrikant Weltert eine private, direkte Verbindung mit dem Ortskern erbauen, die Centralstrasse.³⁴⁶ In dieser Zeit erhielt das Bahnhofquartier auch seine definitive Bedeutung als wirtschaftliches Sekundärzentrum und als neuer Siedlungsschwerpunkt der Landstadt.

Wichtiges Indiz dafür ist das erste Telefonabonnentenverzeichnis von Sursee aus dem Jahre 1894. Darin waren vier Anschlüsse in der Oberstadt verzeichnet: im Statthalteramt, bei einem alt Regierungsrat, einem Ladenbesitzer und einem Wirt. Die übrigen vier Telefonbesitzer wohnten in der Eisenbahnvorstadt, darunter die beiden Fabrikanten Lindner und Weltert, ein Wirt und ein Geschäftsmann.³⁴⁷

Die Fabrikindustrialisierung hatte indessen auch Einfluss auf die baulichen Veränderungen im ursprünglichen Siedlungskern. So wurde die Schleifung eines Teils der alten Wehranlagen im Sinne einer Modernisierung und Integration des Hinterlandes als unvermeidlich angesehen: Verkehrstechnische und wirtschaftsfreundliche Argumente hatten den Ausschlag gegeben; der Ort grenzte sich nicht mehr ab.³⁴⁸ Gleichzeitig konnte durch die Öffnung in den Wohn- und Arbeitsvierteln neuer Luftraum, mehr Licht und Bewegungsfreiheit gewonnen werden.

Dazu kam, dass diese alten Fesseln vorzüglich als billige Steinbrüche dienten. So war Weltert beispielsweise im Februar 1873 bewilligt worden «[...] den so genannten Gütterliturm bis auf die Dachhöhe abzureissen und das Material sich anzueignen, wogegen er einen Betrag von frs. 50 an die Polizeikasse zu entrichten [...]» hatte. Im Jahre 1874 gestattete der Gemeinderat ein ähnliches Vorhaben an der hinteren Stadtgrabenmauer. Dabei überliess die Einwohnergemeinde Weltert nicht nur kostenlos das Material, vielmehr entschädigte sie ihn sogar für den Arbeitsaufwand.³⁴⁹ Auch Heuer durfte sich 1885 auf ähnliche Weise bedienen; denn mitunter war dies für die Gemeindebehörden ja in doppelter Hinsicht praktisch: Erstens konnten sie etwas zum Bau eines Fabrikgebäudes beitragen, und zweitens war



Die Postkartenaufnahme von 1901/02 hält einen sehr schönen Blick auf das Eisenbahnvorstadt-Quartier fest, das sich seit der Inbetriebnahme der «Centralbahn» 1856 zusehends entwickelt hatte.

zugleich die Stadtmauer auf feine Art «entsorgt». Ausserdem war die Bautätigkeit auf dem mehrheitlich bereits besetzten Baugrund im Siedlungskern, wenn zuvor keine Abbrüche vorgenommen wurden, auf Um- oder Ausbauten beschränkt. Insofern profitierten im weitesten Sinne auch das Kleingewerbe und das Handwerk im Surenquartier sowie im Umkreis des Untertors. Weniger betroffen waren die Ladengeschäfte in der Oberstadt, am Rathausplatz oder in den Gassen der Unterstadt.³⁵⁰

Bis anhin galt meine Betrachtung nur den äusserlich wahrnehmbaren Veränderungen der Siedlungsstruktur im Rahmen der Fabrikindustrialisierung. Eine Betrachtung lohnt jedoch auch die Veränderung des Verhältnisses vom Arbeits- zum vorhandenen Wohnraum. Der Grossteil der Neu- und Umbauten der Landstadt diente nämlich zu Wohnzwecken, wie ein Blick in die Volkszählungen jener Jahre zeigt.³⁵¹ Allerdings wäre es auch bei dieser Statistik gefährlich, sich nur auf die ersten Eindrücke zu verlassen. Mit einer leichten Rechnungsübung lässt sich erkennen, dass sich die Wohnverhältnisse wegen vielen Bauten nicht verbessert hatten, sondern auf Grund der starken Bevölkerungskonzentration vielmehr beengter wurden. So nahm nicht nur die Anzahl der Wohnhäuser zu, sondern auch die der Haushalte pro Gebäude. Konkret heisst dies, dass der Wohnraum auf eine grössere Anzahl Haushalte verteilt

wurde, die ihrerseits wiederum mehr Menschen umfassten. So lebten 1910 durchschnittlich 9,8 Personen in einem Wohnhaus, 1860 betrug das Mittel noch 7,9.

Die erhöhte Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer lässt die Vermutung zu, dass sich die Wohnqualität in Sursee besonders zwischen 1888 (373,6 EW/km²) und 1910 (514,2) erheblich verschlechterte. Verschärfend wirkten sich nicht zuletzt die hygienischen Zustände in der Altstadt aus: Dort lebten Menschen aller gesellschaftlichen Schichten auf einem viel zu engen Raum, den sie überdies noch mit Nutztieren teilten.³⁵² Die sich daraus ergebenden Probleme und Gefahren wurden allerdings von den Behörden allmählich erkannt. Dies zeigte ein Brief des Surseer Amtstatthalters aus dem Jahre 1884, worin sich dieser beim Gemeinderat über verschmutzte Ehgräben und offene Aborte beschwerte und allgemein die Zustände beklagte: «Es scheint mir, es sollte auch hier der Anlass ergriffen werden nun mit diesen Abscheulichkeiten gründlich aufzuräumen.»³⁵³

Dies wurde in der Folge auch getan. Mit einer Flut von Verordnungen hinsichtlich der hygienischen Bedingungen, mit einer Frischwasserversorgung, der Kanalisation und einem städtischen Schlachthaus am Stadtrand ergab sich eine wesentliche Aufwertung der Wohnqualität und eine zunehmende Sensibilisierung der Bevölkerung gegenüber unangenehmen Gerüchen, Schmutz und Unrat. Dazu kam früh eine Elektrifizierung der öffentlichen Plätze und der Privathaushalte. Langfristig hatten sich demzufolge die Wohnverhältnisse nach 1890 in Sursee generell eher verbessert.

Von dieser Entwicklung konnte sowohl der ärmste als auch der reichste Teil der Bevölkerung profitieren. In Sursee hatten sich interessanterweise nie spezielle Villen- oder Arbeiterquartiere entwickelt. In der Siedlungsstruktur lässt sich folglich auch keine soziale Segregation feststellen.³⁵⁴ Die Begründung dazu ist einfach: Da der Baugrund im Stadtkern begrenzt war, entstanden ausserhalb der ehemaligen Ummauerung sowohl Villen als auch einfachere Ein- und Mehrfamilienhäuser. In Zeiten eines ungenügenden Wohnungsangebotes wurden zudem auf Bauernhöfen vermehrt leer stehende Räumlichkeiten vermietet, wo viele einkommensschwache Personen und Familien billigen Wohnraum fanden. Mietwohnungen gab es gleichzeitig jedoch auch in städtischen Häusern am Rathausplatz, und es wäre daher falsch, sie als Unterschichtsphänomene zu bezeichnen, was im Übrigen die Auswertung der Steuerverzeichnisse bestätigte.

Nachweisbar ist aber gleichzeitig der Umstand, dass die einkommensschwächsten Bevölkerungsgruppen mit den schlechtesten Wohnräumen vorlieb nehmen mussten und eher in beengenden Verhältnissen lebten. Doch im Vergleich zu Grossstädten und frühindustrialisierten Ortschaften war die Wohnsituation selbst dann in Sursee sicherlich besser. Ausserdem erfuhr der Lebensstandard in der Landstadt insgesamt eine Aufwertung, was sich schon anhand der Sozialstrukturen erkennen liess. Dieser Umstand hat wohl ein Stück weit dazu geführt, dass die Surseer Bevölkerung den zahlreichen Neuerungen in ihrem Wohnumfeld, die vor allem durch die Bevölkerungskonzentration und den wirtschaftlichen Aufschwung ausgelöst wurden, positiv gegenüberstehen konnte.

Mehr Dienstleister

Die zunehmende Industrialisierung der Landstadt und der damit verbundene sozio-ökonomische Wandel erforderten auch neue Infrastrukturen. Standortfaktoren, die

für Fabrikunternehmen von Bedeutung waren, mussten erfüllt oder sofern sie bereits bestanden, ergänzt und verbessert werden. Zentral waren neue Bedürfnisse in der Verkehrserschliessung, bei der Elektrizitätsversorgung, im Spar- und Kreditwesens sowie bezüglich neuer Kommunikationsmittel.

Im folgenden Kapitel werden einige ausgewählte und mit der Fabrikindustrialisierung in Zusammenhang stehende Infrastrukturverbesserungen dargestellt. Sie sind gleichsam weitere, wichtige Aspekte des gesellschaftlichen Wandels in Folge der Fabrikindustrialisierung.

Öffentlicher Verkehr

Hinsichtlich der Strassenverbindungen der Landstadt hatte sich im Untersuchungszeitraum nicht viel verändert. Es gab zwar einige Verbesserungen am Ausbau und Zustand der Wege; neue, grössere Strassen waren jedoch nicht dazugekommen. Weit grösser waren hingegen die Bemühungen um eine bessere Ausnützung und Erweiterung der Bahnverbindungen.

Mit der Zunahme der Fabriken Ende der 1880er Jahre gewann die Station Sursee für die «Centralbahn» und im 20. Jahrhundert für die «Schweizerischen Bundes-



Der Blick von Norden auf Sursee, wie ihn ähnlich auch die Passagiere der Sursee-Triengen-Bahn ab 1912 gesehen haben dürften.

bahnen» (SBB) an Bedeutung, da die beförderte Gütermenge stark angestiegen war.³⁵⁵ Seit 1888 gewährten die Bahngesellschaften den ansässigen Kunden, wie wir gesehen haben, auch spezielle Tarife für Cargosendungen, was einer beträchtlichen Senkung der Transportkosten gleichkam.

Dass man sich in Sursee der Wichtigkeit des Bahnanschlusses für die wirtschaftliche Entwicklung und den Lebensstandard mittlerweile bewusst war, zeigten die frühen Bemühungen um eine zusätzliche Schienenverbindung von Sursee nach Aarau. Diese wurde jedoch erst 1912 und nur bis an die Kantonsgrenze erstellt.³⁵⁶ Auf regionaler Ebene war die Sursee-Triengen-Bahn (ST) dennoch von Bedeutung, da sie den Surentaler Gemeinden wichtige Standortvorteile für die Industrieansiedlung eintrug und eine grössere Mobilität der Arbeitskräfte ermöglichte. Sursee konnte als Knotenpunkt zweier Bahnlinien ohnehin nur gewinnen und hatte daher an den Bau im Rahmen einer Aktienbeteiligung finanzielle Mittel beigetragen.

Elektrizitätsversorgung

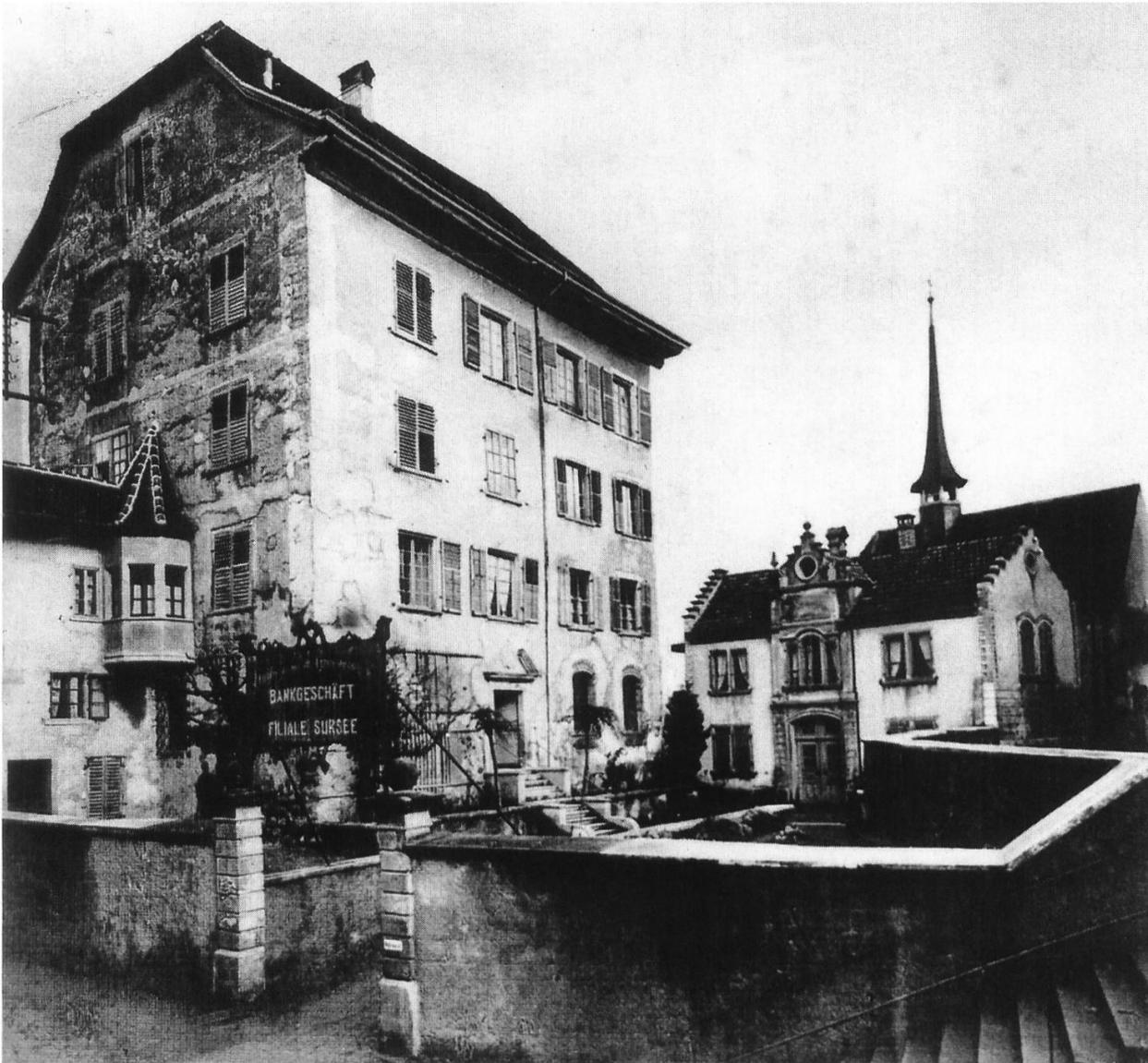
Neben der Verkehrserschliessung war für die Unternehmer auch die Elektrizitätsversorgung zentral. 1890 erhielten die Besitzer der Neumühle – das neben der Stadt-, der Vorstadt- und der Grabenmühle vierte Mühlegebäude in Sursee – von der Luzerner Regierung die Konzession, ein erstes kleines Elektrizitätswerk einzurichten.³⁵⁷ Daraufhin wurde in der Mühle anstelle des Wasserrades eine Turbine eingebaut und die Kraftanlagen 1894 an eine Firma Ott & Beranger im aargauischen Murgenthal verpachtet. Vorgesehen war von Anfang an, eine Stromversorgung für die Ofenfabrik zu errichten. Erst 1895 konnte jedoch mit dem Unternehmen ein entsprechender, fester Stromabnahmevertrag ausgehandelt und die nötigen Leitungen erstellt werden.³⁵⁸

Die technischen Installationen hielten jedoch mit den Bedürfnissen des wachsenden Betriebes nicht genügend Schritt. Bereits 1907 waren sie derart überholt, dass das kleine Werk aufgegeben werden musste. Die Ofenfabrik bezog fortan ihren Strom vom Kraftwerk Sempach-Neuenkirch. Die Versorgung hätte nämlich auch durch das zweite kleine Elektrizitätswerk der Landstadt, welches die Korporationsgemeinde 1898 errichtet hatte, nicht gedeckt werden können. Dieses blieb somit für die Lichtversorgung der Privathaushalte und der öffentlichen Plätze reserviert, für die es auch erbaut worden war.³⁵⁹

Die seit 1890/1898 mögliche Elektrizitätsversorgung war für die Entwicklung der Surseer Industrieunternehmen entscheidend; speziell für die Ofenfabrik, die nun ebenfalls über ausreichende Kraftanlagen verfügte. Der über lange Jahrzehnte gewichtige Standortnachteil der mangelnden Wasserversorgung konnte mit Elektromotoren behoben werden. Dadurch erhöhten sich die Chancen für die Einführung neuer industrieller Betriebe, die ihren Standort je länger je mehr vom Stromangebot abhängig machten.

Bankinstitute

Auch die weitere Entwicklung der Surseer Bankinstitute und Arbeiterkassen soll hier dargestellt werden. Die Ersparniskasse, die 1896 von der Luzerner Kantonalbank als Filiale übernommen wurde, war in Sursee die einzige grosse Spar- und Kreditbank geblieben. Erst 1905 liess sich mit der «Sozialen Hülfskasse Grosswan-



1905 gründete die «Soziale Hülfskasse Grosswangen» (oder «Hülf- und Armenkasse, Bankgeschäft, Filiale Sursee», wie sie sich im Bild auf dem Eingangstor nennt), eine Filiale im Murihof. Das Bank- und Kreditinstitut ging später in der Luzerner Landbank auf.

gen», der späteren Luzerner Landbank, ein zweites kleineres Bankinstitut in Sursee nieder. Dessen Kreditgeschäfte blieben allerdings lange auf die Landwirtschaft und das damit eng verbundene Kleingewerbe konzentriert.³⁶⁰

Die übrigen Bankgründungen, insbesondere die Arbeitersparkasse, existierten nur über kurze Zeit und waren im Zusammenhang mit der Industrialisierung nicht von Bedeutung. Die Arbeiterschaft in der Landstadt hinterlegte daher ihr kleines Vermögen am gleichen Ort wie dies auch die vermögende Gesellschaftsschicht tat: bei der Ersparniskasse.

Letztere hatte im Industrialisierungsprozess zwischen 1870 und 1910 keine grosse Rolle gespielt, da die meisten Unternehmer von auswärts kamen und ihr Kapital mitbrachten. Nur einmal nahm das Bankinstitut Einfluss auf die Finanzierung der lokalen Industrie, als es nach dem Konkurs Welterts im Februar 1885 dessen Firma kurzerhand ersteigerte und nach einer Übergangsphase dem finanziell sanierten Fabrikanten wieder abtrat. Die Bank tat dies aber vermutlich nicht nur aus unei-



Das geräumige Surseer Rathaus kannte schon immer eine multifunktionelle Nutzung. Wie die Aufnahme aus dem Jahre 1912 anlässlich der letzten Postkutschenfahrt nach Triengen zeigt, war neben der Post seit 1904 auch die Luzerner Kantonalbank Untermieterin.

gennützigten Motiven oder wegen eines tiefen Interesses für eine wirtschaftliche Entwicklung. Im Vordergrund stand wohl vielmehr die Entlastung ihrer eigenen Aktionäre, von denen viele an der Ofenfabrik ebenfalls beteiligt waren.

Kommunikationsmittel

Anfangs 1894 hielt schliesslich auch die technische Neuerung des Telefons mit vorerst acht Abonnenten der Landstadt Einzug. Die Fabrikanten Lindner und Weltert hatten sich beide dieses kleine Wunder installieren lassen.³⁶¹ Diese relativ frühe Einrichtung eines Telefonnetzes war, wie zuvor der Telegraf, besonders für Handeltreibende ein wichtiges Kommunikationsinstrument und sicherlich ein weiterer, wichtiger Vorteil für den Wirtschaftsstandort Sursee.

Massnahmen für die «Öffentliche Reinlichkeit»

Mit den besseren Beschäftigungsmöglichkeiten und der dadurch erfolgten Bevölkerungskonzentration wurden in der Landstadt weitere wichtige Entwicklungsprozesse ausgelöst. Insbesondere wurde neben den dringenden Verbesserungen der kommunalen Versorgung mit öffentlichen Gütern und Einrichtungen auch ein Ausbau des Gesundheits- und Hygienewesens notwendig. Es war dabei das erklärte

Ziel der Gemeindebehörden und der Ortsgesundheitskommission, die Bevölkerung zu einem anderen Lebens- und Wohnverhalten zu disziplinieren: Ordnung und Sauberkeit waren die Schlagworte, die in einer Flut offizieller Bestimmungen die Runde machten.³⁶²

Das wohl wichtigste Projekt im Zusammenhang dieser verbesserten «öffentlichen Reinlichkeit», welches nicht nur für das Erscheinungsbild der Landstadt, sondern auch für den Wirtschaftsstandort bedeutend war, stellte die Errichtung eines Wasserversorgungs- und Kanalisationssystems dar. Zentral gefördertes, sauberes Trinkwasser gehörte ebenso wie die systematische Sammlung von Abwässern und deren Einführung in die fließenden Gewässer zu den wichtigen technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts.³⁶³ Der Problemdruck hatte sich schon seit längerer Zeit entwickelt und verschärfte sich mit der Bevölkerungskonzentration. Bereits 1878 hatte eine «Brunnenkommission» der Qualität der Sodbrunnen und Quellfassungen ein miserables Zeugnis ausgestellt: Das mehr oder weniger verseuchte Trinkwasser stammte «[...] aus einem Gebiete, wo die in die Erde eindringenden Regenwasser von der Nähe menschlicher und thierischer Wohnungen seit Jahrhunderten dauernde, den Boden sättigende excrementellen [Exkremete] organischer Stoffe vorfinden und ihnen zuführen. Auch für die zufällige Verunreinigung der Sodbrunnen wird reichlich gesorgt, sei es das Cadaver von einem gehegten oder nicht gehegten Haustiere in dieselben gerathen, [...]»³⁶⁴

Neben der Frischwasserversorgung stellte sich auch die Abfall- und Abwasserentsorgung mittels Senkgruben, Ehgräben, offenen Abtritten und Miststöcken als bedenklich heraus. Besonders problematisch waren die Entsorgung der Schlachtabfälle in der Sure sowie die zahlreichen Schweineställe in den Wohnquartieren.



Der 1884 in Betrieb genommene Schlachthof wurde 1967 – weil nutzlos geworden – abgerissen. Keine hundert Jahre zuvor war er eine wichtige hygienische Errungenschaft gewesen: Infolge der Sensibilisierung der Bevölkerung gegenüber Tierabfällen in der Sure, unangenehmen Gerüchen und Schmutz wurde damals nicht nur die Kanalisation und die Frischwasserversorgung, sondern eben auch das Schlachthaus gebaut.

Die Protokolle der Ortsgesundheitskommission berichteten immer wieder über vorgenommene Beanstandungen bei epidemischen Krankheitshäufungen.

Die Ursachen der Probleme waren also bekannt. Über lange Zeit konnten sie jedoch nicht an den Wurzeln gepackt werden.³⁶⁵ Erst mit der Erstellung der Wasserversorgung in den Jahren 1889 bis 1893, mittels einer Hochdruckleitung vom Schenkoner Tannberg sowie mit dem Bau der Kanalisation fünf Jahre später konnten zumindest die schlimmsten Misstände behoben werden.³⁶⁶

Diese beiden Projekte brachten auch Vorteile für die auf Wasser angewiesenen gewerblichen Betriebe und Fabriken. Die Konserven- und die Ofenfabrik mussten zwar auf Grund ihrer entfernten Lage am Bahnhof für ihren Anschluss ans Leitungssystem eine grössere Geldsumme aufbringen, da den Fabrikanten lediglich die notwendigen Gussröhren zur Verfügung gestellt wurden. Als Entschädigung für ihre Investitionen bedachte Sursee sie jedoch mit tieferen Wasserzinsen.³⁶⁷

Andere Probleme indessen harrten noch lange ihrer Behebung, im Speziellen die Abwasserentsorgung. 1897 führte dies zu einer ersten Beschwerde der Aargauer Regierung wegen der zunehmenden Verunreinigung der Sure in Luzern. Das geringe Gefälle der Sure hatte zur allseits bekannten ökologischen «end of the pipe»-Problematik geführt, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit den Kläranlagen gelöst werden konnte.³⁶⁸

Entstehung sozialer Institutionen

Mit der Bevölkerungskonzentration und speziell mit der Vergrösserung der Lohnarbeiterschaft drängten sich auch wichtige Veränderungen in der bürgerlichen Sozialpolitik auf. Zentral waren diesbezüglich die Organisation von Krankenkassen und Versicherungen, die Verbesserung der Spitalpflege sowie die Gründung karitativer Vereine, wie beispielsweise der Sektion des Gemeinnützigen Frauenvereines oder des Katholischen Frauenbundes. Ebenso wichtig war 1897 die Konstitution der evangelischen Kirchgemeinde – einer auch sozio-kulturellen Institution, die infolge der starken Zuwanderung aus protestantischen Kantonen ein grosses Bedürfnis darstellte.³⁶⁹

Neben dem Kirchenwesen erfuhr das Schulwesen einen Ausbau. Verbesserungen erfuhren einerseits die bestehenden Grundschulen mit der Einführung des Kindergartens, einer Sekundarschule für Mädchen und dem Bau des neuen Schulhauses St. Georg. Andererseits waren verschiedene, vor allem gewerblich und landwirtschaftlich orientierte Berufsschulen eingerichtet worden.³⁷⁰

Im folgenden Abschnitt werden exemplarisch zwei dieser Neuentwicklungen vorgestellt, die in engem Zusammenhang mit der Fabrikindustrialisierung standen: die Arbeiterkrankenkassen sowie der Kindergarten.

Arbeiterkrankenkassen

Am 15. Mai 1891 erschien das Sozialrundsreiben «Rerum novarum» des damaligen Oberhauptes der katholischen Kirche. Papst Leo VIII. forderte in der so genannten Arbeiterzyklika Selbsthilfeorganisationen für das arbeitende Volk, unter anderem Arbeitervereine, Krankenkassen sowie Versicherungen gegen Arbeitslosigkeit und Alter. Dieser päpstliche Aufruf stiess in Sursee auf offene Ohren: Im Jahre 1893

gründete der «Katholische Männer- und Arbeiterverein von Sursee und Umgebung», der später als lokale Sektion in den «Schweizerischen katholischen Volksverein» übergang, eine Kranken-, Unfall- und Sterbekasse.³⁷¹ Die Beitrittsmöglichkeit zur Kasse war nicht von einer Vereinsmitgliedschaft abhängig; vielmehr sollten auch Frauen und Kinder unterstützt werden. Die Leistungen dieser Krankenkasse und Unfallversicherung bestanden aus Taggeldern und Beiträgen an die Beerdigungskosten.

Diese soziale Institution entsprach einem grossen Bedürfnis. Bald warben auch Sektionen anderer Kassen in Sursee Mitglieder an. Weltert gründete gar eine «Krankenkasse der Ofenfabrik», welcher jeder Arbeiter zwischen 14 und 50 Jahren, sofern er nicht bei mindestens zwei Krankenkassen Mitglied war, nach einer ärztlichen Visite beitreten musste.³⁷² Diese «Wohlfahrtsinstitution» wurde nach 1898 weitergeführt und ging in ihren Leistungen wesentlich weiter als die anderen Vereinskrankenkassen, da sie die Kosten der ärztlichen und medizinischen Behandlung übernahm. Die firmeneigene Krankenkasse war daher eine wichtige soziale Unterstützungshilfe, die von der Ofenfabrik sowohl mit Bussgeldern als auch mit eigenen finanziellen Mitteln stark gespiesen wurde; denn letztlich lag es im Interesse der Arbeitgeber, über gesunde Arbeitskräfte zu verfügen.

Aus dem gleichen Grunde hatte übrigens schon früh das Surseer Gewerbe und Handwerk begonnen, eine eigene Arbeiterkrankenkasse zu organisieren: Bereits im Jahr 1827 war die «Hülfsanstalt kranker Gesellen» entstanden, eine Krankenversicherung, der alle auswärtigen Gesellen beitreten mussten, da sie im Krankheits- oder Invaliditätsfall nicht von einem familiären oder verwandtschaftlichen Netz profitieren konnten.³⁷³ 1899 wurde diese bis dahin bestehende Sozialversicherung in eine «Arbeiterkasse» überführt. Dieser sollte gemäss Gemeindebeschluss jeder bei einem ortansässigen Meister beschäftigte Arbeiter beitreten, also nicht nur die auswärtigen.

Kindergarten

Einem echten Bedürfnis entsprach auch der Kindergarten. Den Entschluss zur Gründung fassten im Frühjahr 1894 fünf Surseerinnen. Diese private Initiative entstand jedoch nicht etwa im Kreise erwerbstätiger Arbeiterinnen und Mütter. Initiantinnen waren Frauen der Surseer Oberschicht, die mit diesem Werk ihrer «sozialen und wohltätigen Gesinnung» Ausdruck verleihen wollten.³⁷⁴ Präsidentin und wohl auch wichtigste Schirmherrin war Anna Attenhofer-Troller, deren Ehemann, der Arzt und Sanitätsrat Heinrich Attenhofer, ebenfalls soziales Engagement in der Landstadt bewiesen hatte.

In Schreiben an die verschiedenen Gemeindeinstanzen begründete Attenhofer-Troller ihre Motive: Ein Kindergarten sei auch in Sursee ein dringliches Bedürfnis der mit Arbeit überlasteten und ausser Haus beschäftigten Mütter, schrieb sie. Diese könnten nur ruhig und zufrieden einer Erwerbsarbeit nachgehen, wenn sie ihre vorschulpflichtigen Kinder «bewährten Händen» anvertrauen dürften. Mit diesem einfachen Argument überzeugten die «Kinderfreundinnen» nicht nur die Surseer Behörden, sondern auch die Oberin der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuze in Ingenbohl, die sogleich eine Kindergartenschwester in ihre bestehende Surseer Niederlassung schickte. Die übrigen Kosten wollten sich die fünf Frauen, der Ortsbürgerrat und die Korporationsgemeinde teilen. «Schulgelder»



Die Kleinkinderschule, die nach ihrer Gründung 1894 zunächst in der Uhrensteinfabrik Unterschlupf gefunden hatte, zügelte 1904 ins «Haus zur Spinne».

wurden damals zwar ebenfalls erhoben, sie waren aber, wie ein Blick in die Rechnungsbücher zeigte, keine grosse Einnahmequelle: Es wurde, wo es die finanziellen Verhältnisse der Familie zuliesse, zwar 1 Franken pro Kind verlangt; minderbemittelte oder kinderreiche Elternpaare bezahlten weniger oder oft gar nichts. Diese Regelung entsprach dem ausdrücklichen Ziel der Gründerinnen, vor allem erwerbstätige Frauen armer Arbeiterfamilien zu entlasten. Letztere machten von diesem Angebot regen Gebrauch. Seit der Eröffnung des Kindergartens in den Räumen der Uhrensteinfabrik im Herbst 1894 nahm die Anzahl der Kinder, die während den regulären Arbeitszeiten betreut wurden, von Jahr zu Jahr zu. Im Schuljahr 1898/99 waren es weit über 70 Kinder, die von einer einzigen Person betreut wurden. Es ist daher nicht erstaunlich, dass Bittgesuche von arbeitenden Müttern, Kinder unter vier Jahren aufzunehmen, abgewiesen werden mussten. Die jeweils verantwortlichen Schwestern waren ohnehin überlastet, und mehr als eine Ordensschwester konnten und wollten sich die Verantwortlichen offensichtlich nicht leisten. Der Grund mochte wohl darin gelegen haben, dass der Kindergarten zwischen 1894 und 1910 mehrmals vorübergehend geschlossen wurde, wenn sich infektiöse Krankheiten wie Keuchhusten ausbreiteten oder 1904 sogar Typhusgefahr in den Räumen der Uhrensteinfabrik herrschte.³⁷⁵

Der Kindergarten war trotzdem eine geschätzte soziale Institution und entsprach wegen seiner familienergänzenden Funktion einem grossen Bedürfnis mancher erwerbstätiger Elternpaare in der Fabrik- und Hausindustrie oder auch in Handwerk- und Gewerbekreisen. Die Kinderzahl vergrösserte sich zusehends, insbesondere nachdem die Kleinkinderschule von der Einwohnergemeinde ab Herbst 1904 im «Haus zur Spinne» grössere und geeignetere Räume mieten konnte. Dort entwickelte sich der Kindergarten allmählich zu einer selbsttragenden, sozialpädagogischen Institution.

Neue Zentrumsfunktionen

Auch die Zentrumsfunktionen der Landstadt hatten auf Grund der Fabrikindustrialisierung in den vier Jahrzehnten zwischen 1870 und 1910 zugenommen. Einerseits verstärkte sich ihre regionale Bedeutung als Arbeitsort; andererseits waren dem nach wie vor wichtigsten Zentrum der Luzerner Landschaft neue Aufgaben im Bereich des Verkehrswesens oder des Schulwesens zugetragen worden. Einzig die politische und verwaltungstechnische Stellung Sursees als Parteihochburg beziehungsweise wichtigster Versammlungsort der Luzerner Konservativen sowie als Amtshauptort mit seinen administrativen Bereichen blieb in etwa dieselbe: Eine noch stärkere Konzentration wäre durch den relativ ausgeprägten Zentralismus der Kantonsbehörden auch nicht möglich gewesen.³⁷⁶

Die regionalen Zentrumsfunktionen nahmen also in verschiedener Hinsicht zu. Sursee spielte nicht nur in Bezug auf seine verkehrstechnische Erschliessung eine Vorreiterrolle – das Surental sollte erst 1912 mit der «Sursee-Triengen-Bahn» erschlossen werden – auch in Bezug auf technische Neuerungen erfuhr die Landstadt infolge der Anwesenheit von Fabrikunternehmen verschiedener Branchen wichtige Impulse. Auf diese Weise verfügte Sursee, wie wir gesehen haben, beispielsweise früh über eine Elektrizitätsversorgung und einen Anschluss ans Telefonnetz. Auch im Post- und Güterverkehr erreichte die Landstadt wegen ihrer Rolle als Verkehrsknotenpunkt regionale Bedeutung.

Dies waren jedoch nicht die einzigen Einflüsse der Industrialisierung. Durch das vermehrte Arbeitsstellenangebot in den Fabriken sowie mit dem Aufblühen der servoindustriellen Sektoren, zu denen nicht nur die zahlreichen Dienstleistungsbereiche, sondern etwa auch das Lebensmittel- und Bekleidungshandwerk gehörten, erhielt die Surenstadt als einzige Luzerner Gemeinde, die nicht in unmittelbarer Nähe zur Hauptstadt lag, erhebliche wirtschaftliche Bedeutung. Infolge der Fabrikindustrialisierung war Sursee zudem ein wichtiger Arbeitsplatz für die Bevölkerung des Umlandes. Als Ort zentraler Dienste und als Versorgungszentrum mit stark frequentierten Märkten für Vieh und landwirtschaftliche Produkte sowie einem ausgeprägten Gewerbe und Handwerk stand der Landstadt und ihrem Einzugsgebiet ausserdem ebenfalls ein vollständiges Angebot für Fabrikwaren oder den gehobenen Bedarf an Gütern und Dienstleistungen zur Verfügung.